Pol. g.
562
n

l.g.
562^n

Macchiavelli

<36634989870018

<36634989870018

Bayer. Staatsbibliothek

Bibliothek

für

moderne Politik

und

Staatswissenschaft.

Herausgegeben

von

Dr. Karl Riedel.

Erstes Heft:

Machiavelli's Fürst.

Darmstadt.

Druck und Verlag von C. W. Leske.

1841.

205 – 4.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der Fürst

des

Niccolo Machiavelli.

Uebersetzt und eingeleitet

von

Dr. Karl Riedel.

Darmstadt.
Druck und Verlag von C. W. Leske.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Einleitung.

Ausgezeichnete Männer laufen leichter Gefahr, mis-kannt und falsch beurtheilt zu werden. Träger und Vertreter einer werdenden, oft nur erstrebten und ersehnten Zeit, ist ihnen der schwere Beruf geworden, in scharfen Gegensätzen sich zu bewegen. Sie gehören den fest gewordenen Interessen der Gegenwart und zugleich den idealen Mächten der Zukunft. Der Kampf ist für das endliche Individuum ein ungleicher; dasselbige ist des Sieges selten gewiß, seltener noch in späterer Zeit der Würdigung Dessen, was es war.

Man kann nicht eben sagen, daß Machiavelli der allgemeinen Aufmerksamkeit entgieng. Sein Charakter, sein Thun, seine Schriften sind der Gegenstand manchfacher Betrachtung und Verhandlung gewesen; aber man entfernte sich in dem Grade von der Wahrheit, je weiter man die Dimension nahm von dem Geiste und der Geschichte der Zeit, in welcher er lebte. Wozu auch kommt, daß schlaue Feinde Alles nützten, seinen Schriften ihren Einfluß zu entziehen, sie zu misdeuten, zu verketzern, der Vergessenheit zu übergeben oder darin zu erhalten.

Ist es uns darum zu thun, Machiavelli's Leben und Charakter kennen zu lernen, so müssen wir uns in jene denkwürdige Geschichtsepoche, die auf ihn wirkte, und auf die auch er zurückwirkte, ganz versetzen. Wohl Keiner trägt die Schuld seiner Zeit so ungefärbt, als er, damaliger Verirrung nicht unfreiwilliges Opfer und Organ; aber im Hintergrunde seiner Seele steht ein großer, patriotischer Gedanke, der auch unrechtmäßige Mittel zur Erlösung, zur Verherrlichung des gedrückten Vaterlandes ausschlagen lassen will.

Der Kampf der Hierarchie und der Kaisermacht um die Idee einer europäischen Universalmonarchie, viele Jahrhunderte hindurch mit wechselndem Glücke geführt, hatte mit dem Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts, zum Vortheil des weltlichen Regiments in so fern sich entschieden, als in eben der Zeit ein politisches Gleichgewicht zwischen den Staaten Europa's sich zu bilden begann, in dem die Ansprüche der Hierarchie, jüngst noch im selbstständigen Gegensatze gegen die weltliche Macht überhaupt, als solche antiquirt wurden, und nur als rein politischer Natur den politischen Elementen des allgemeinen Staatenverbandes sich beigesellen oder unterordnen mußten. Hauptsächlich die nun geistig auferwachende Bevölkerung des nördlichen Europa trat dem hierarchischen Systeme, das nur einem Stadium der allgemeinen Kulturentwicklung sein Dasein und Bestehen verdankte, mit Macht entgegen; es selbst hatte seine Bedeutung in der Zeit verloren. Weil die Kirche ihre ideale Macht verloren hatte, konnte Machiavelli daran denken, das Schicksal Italiens von ihr frei zu machen und auf solche Freiheit den alten Ruhm und die alte Herrlichkeit zu gründen.

Des Menschen Gemüth, nachdem es so lange in einer jenseitigen, den Himmel verheißenden Anschauung ahndend sich bewegt hatte, sollte der Wirklichkeit wieder gegeben werden. Diese hatte der Aristotelismus festgehalten und der Araberverstand, der, in das Abendland eingedrungen, an ihm sich aufgerichtet hatte; für jene hatte sich der Platonismus mit dem Christenthum verbunden. Aber der schöne Traum, den diese Verbindung gebar, war verflogen, die Wärme einer über sich unklaren Begeisterung erkaltet, ein süßes Sehnen, stets ungestillt, hatte sich verzehrt. Der Mensch stand auf dem Grabe einer Welt, die er sich geschaffen und zerstört hatte in seinem *sinnlichen* Drange nach dem *Uebersinnlichen*. Jetzt bildete sich das klare Element des Verstandes, das Ergreifen der Wirklichkeit, des unterschiedenen und im Unterschiede einigen, realen Daseins heraus. Der abendländische Verstand und das innerliche, aber sich selbst ferne, im Jenseits lustwandelnde Leben des Mittelalters, jener als verneinend, dieses als substanziel bejahend, haben die Kirchenverbesserung hervorgerufen, in deren Schooße zur Zeit noch ihre frühesten Elemente, als unversöhnte Gegensätze, sich auseinander halten. Eine von Grund aus *neue* Form der Weltanschauung steht erst von der kommenden Kulturepoche zu erwarten. Während aber damals die Menschheit dieser neuen Zeit entgegenschritt, — wer kann verlangen, daß dies ohne gewaltsame Erschütterung, ohne Zerstörung tief in das innere und äußere Leben eingewachsener Formen, vor sich gehen sollte? Wir können uns des Entsetzens nicht erwehren, wenn wir zusehen, wie das hierarchische Element — zumal in Italien — sein eigenes Grab grub. Das katholische

Prinzip selbst war es, welches alle Wahrheit und Wirklichkeit in das ferne, leere Jenseits verlegend, dieses Leben seines Schmucks und seiner Herrlichkeit entkleidete und von ihm Nichts, als die endlichste Erscheinung, übrig ließ, die ohne inwohnende Kraft und Gesundheit nothwendig sich selbst aufreiben und zerstören mußte.

Weil diese todte, endliche, geistverlassene Welt hienieden so tief gewurzelt war und zum Theil noch ist, brachte uns die Wiedergeburt Europa's so viel Verkehrtes und Falsches, und dies mit so eindringender Energie, daß uns die Nachtseiten der neuern Entwicklung der Menschheit als organisirte Welten der Lüge und des Verderbens erscheinen. Dies gilt ebenso von der Moral der ehrwürdigen Väter von der Gesellschaft Jesu, wie von der durch die Zeit gebotenen Politik Machiavelli's.

In der neuen Welt reißt sich die freie Persönlichkeit los von den Banden, welche fremde Gewalt und Autorität um sie schlangen; wie sie sich von der Scholle emancipirt durch ihre physische, im beweglichen Elemente schaffende Arbeit, und so eine nur durch eigene Wahl bedingte Sphäre gewinnt, so stellt sie sich auch in geistigen Dingen auf sich selbst; kehrt in sich selbst ein und macht sich nur vor sich selber verantwortlich. Der Staat, der sich erbaut, ist das Reich freier Persönlichkeiten, die ihr ausschließliches Interesse an das geisterfüllte Hienieden knüpfen und die jenseitigen Mächte in den Staat selbst und seine organische Gliederung sich verschlingen lassen, deren Spitze jetzt in Wahrheit und Sittlichkeit ausläuft, entgegengesetzt früherem Zustande rohen, nur in der thatsächlichen Gewalt berechtigten Herrscherthums.

Die freie Persönlichkeit der Neuzeit wird so oft falsch gefaßt, als eine blos berechnende, verständige. Die Entfesselung der freien Persönlichkeit, wie sie der dreißigjährige Krieg und die französische Revolution sahen, welchen Bewegungen Niemand das Prinzip der Neuzeit abstreiten wird, ist mit Nichten ein blos kalt verständiger, räsonabler Hergang. Da ist auch Thatkraft, mächtige Thatkraft, welche sich der Thatkraft gegenüberstellt. Die Welt der Neuzeit ist eine gährende, kochende, thatenschwangere. Eine blos verständige, blos berechnende Politik ist auch in unsern Zeiten so sehr am unrechten Orte und hat in den jüngsten Stürmen, welche Europa bewegten, über Deutschland so viele Schmach und Jammer gebracht, bis man einsehen lernte, der Begeisterung die Begeisterung, der That die That entgegensetzen zu müssen.

Näher scheidet sich die freie Persönlichkeit der Neuzeit, in die selbstsüchtige, die ihres Schmuckes und ihrer innern Wesenheit entkleidete Persönlichkeit des katholischen Prinzips, und in die vernünftige, sittliche, darum den allgemein menschlichen Interessen zugewandte Persönlichkeit, die ihre volle Wahrheit, Entwicklung und Verklärung im Staate und in der Geschichte findet. Die Persönlichkeit der ersten Art ist die endliche, und sie hat die endliche Welt und ihre Beziehungen und Zwecke zu ihrem Inhalte und Gegenstande. Sie steht mitten inne in dieser Endlichkeit, bezieht sich auf sie, sie auf sich; eine wahrhaft gottlose Welt, die Nichts hat als die endlichen Glieder der Beziehung und diese endliche Beziehung selbst; eine Welt endlicher Zwecke und Nichts als endlicher Zwecke, für die der Mensch sein ganzes Wesen, seine volle Persön-

lichkeit einsetzt. Als dieses endlichsten Bewußtseins schärfster Ausdruck erscheint die jesuitische Moral. Machiavelli steht dieselbe Welt vor der Seele. Seine Anschauung dieser Welt der Endlichkeit ist aber deshalb so großartig, weil sie die Endlichkeit als Endlichkeit in ihrer vollendeten Abstraktion festzuhalten die Kraft hat. In dieser blos auf endlichen Zwecken basirenden Moral und Politik ist auch ihre Auflösung, die Dialektik ihrer selbst gegeben, welche Dialektik in Machiavelli so oft als Ironie erscheint, weshalb man auch vorgab, er habe in seinem Fürsten blos eine Satyre auf die Tyrannei schreiben wollen. Dies ist jedoch falsch. Da ihm der Absolutismus einmal als endliche Thatsache gilt, so sind die Mittel, die er lehrte, zu ihm zu gelangen und in ihm sich zu behaupten, auch in allem Ernste gemeint. Was sich Machiavelli noch weiter dachte, geht uns fürs Erste nichts an. Es handelt sich nur um sein pragmatisirendes Festhalten am endlichen Zwecke, wenn dieser einmal gegeben ist; es handelt sich um seine Konstruktion der Welt aus endlichen Absichten und Erfolgen. Wenn auch nicht ihm, so sind doch der Welt, die er anschaut, alle sittlichen, in sich wahren Mächte der übersinnlichen Welt fremd und bleiben ihr fremd.

Das zu verstehen, was er weiter war und weiter dachte, sind auch die bessern Keime und Regungen, mit denen sich die Neuzeit eröffnete, in's Auge zu fassen. Die kernhaften, lebenssaftigen Ueberbleibsel an Kunst und Wissenschaft, aus ihrer Heimath, der ewig jungen griechischen Welt, durch die Barbaren in das Abendland verdrängt, brachten in die neue Richtung des seiner selbst und seiner geheimsten Kräfte mächtiger werdenden Geistes Lust, Klarheit und Harmonie. In Liedern

italischer Sänger, begeistert von der Herrlichkeit des Alterthums und gegen die Hierarchie feindselig gesinnt, war schon länger die Sehnsucht nach einer andern Welt erklungen, die nun auch im Bilde verwirklicht, des Gegenwärtigen heitern Genuß, dem Herzen seine Seligkeit, der Erde ihren Himmel wiedergab. Die allgemeinen Gesetze des Sonnensystems wurden entdeckt. Eine tüchtige Auffassung zumal der antiken Geschichte weckte den verschlossenen, weltversöhnten Geist nach seiner praktischen Seite, als Vaterlandsliebe und Bürgertugend. „Woher entspringt, sagt Ranke in seiner Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535, ein Buch, das man als einen großen Kommentar zu Macchiavelli's Leben und Schriften betrachten kann, woher entspringt die lebendige Erregung zu allem Schönen, durch welche das italische Volk zu dieser Zeit ein Anstoß und Muster für alle spätern geworden ist, woher der Schein, ja die Wirkung der Freiheit? Sie kommt besonders aus dem Gegenstreben der dunkel und offen immerfort vorhandenen Parteien, aus dem Wachsen aller menschlichen Kräfte im Kampf, aus der allgemeinen Eifersucht, die sich auf Kunst, lebendige Thätigkeit, Wissenschaft und Alterthum geworfen, aus der Verehrung, in der darum die Kundigen stehen."

In der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts hob Ludwig XI. mit allen Mitteln der List und Härte Frankreich zu nie dagewesener Größe. Auch Spanien konnte jetzt, da der Widerstand gegen die Hierarchie sich vermehrfachte und die Kraft der streitenden Parteien brach, in den Angelegenheiten der europäischen Staaten imponiren. In England war eben ein heftiger, innerer

Kampf geendet, und es kehrte unbesorgter seine Aufmerksamkeit nach Außen. Ludwig XI. hatte nach Karl des Kühnen Fall das blühende Burgund seinem Reiche unterworfen, und sein Nachfolger Karl VIII., noch bereichert mit der Bretagne, das er mit der Hand der schönen Anna gewann, gedachte, voll schwärmerischer Thatenlust, Italien zu bestürmen, zu unterwerfen; er betrat Rom, nahm Neapel. Aber kaum hatte er sich dort im orientalischen Kaiserschmucke gekrönt, so bedrängten ihn in der Fremde wie in der Heimath mächtige Feinde; der Papst Alexander VI., der Kaiser Maximilian, König Ferdinand der Katholische von Spanien, Heinrich VIII. von England, der Usurpator von Mailand, der ihn nach Italien lüstern gemacht, und andere Staaten und Fürsten hatten gegen ihn sich verbunden. Heimeilend nach Frankreich fand er schon jenseits der Apenninen an Mailändern und Venezianern hartnäckigen Widerstand; trotzig gebot ihm der Papst, Italien zu verlassen. Noch Trotz mit Trotz begegnend, überraschte ihn die Nachricht von der Seinigen Entsetzung in Neapel.

Es waren dies merkwürdige, politische Konjunkturen, die für Jahrhunderte hinaus Folgen hatten. Fast alle Staaten Europa's traten mit Einem Male auf; einer schließt sich an den andern an, um des dritten wachsende Macht zu paralysiren. Die Bündnisse, welche jetzt, berechneter zu schließen, Gewohnheit ward, sind die Vorboten des neueuropäischen Staatensystems. Die kleineren Staaten Italiens, ohne früher im Verbande eines, wenn auch nur dem Namen nach vorhandenen Ganzen zu stehen, hatten in gegenseitiger Fehde ihre schönsten, frischesten Kräfte vergeudet, die die Jugend neuerstehender Völker, gleichmäßige Vertheilung

des Grundbesitzes, eine freie, aus ihrem innern Wesen hervorgegangene Verfassung, Handel, Kunst- und Gewerbfleiß brachten. Schon jetzt werden diese Kämpfe fast nur ausschließlich unter dem Einflusse der sich das Gleichgewicht haltenden, außeritalischen Mächte geführt. Wurde jene Selbstständigkeit und individuelle Frische der italischen Freistaaten verwischt, indem sie sich in ein allgemein europäisches Staatensystem ergeben mußten, so schwanden auch nach und nach jene blutigen Kriege und Reibungen im Innern Italiens.

Italiens Unkenntniß auswärtiger Verhältnisse in Folge einer von der Hierarchie wohlgeleiteten Absonderung, noch fortwüthender innerer Zwiespalt, Unerfahrenheit in wahrer Kriegskunst, die Kampfgeschäftigkeit und Feilheit der Rottenführer (Condottieri), unstäte, dem Interesse des Staates, dem sie dienten, fremde Söldlinge, des schönen Landes lockender Besitz, der Wille des Papstes, der, Rom und Rom nahe gelegene Staaten zu demüthigen, fremde Heere herbeirief, dies Alles vereinigte sich, um Italien zum Schauplatz blutiger und hartnäckiger Kriege zwischen seinen Bewohnern unter sich und diesen mit auswärtigen Fürsten, oft auch nur zwischen letzteren allein zu machen.

Selbstständigkeit zu erhalten, war den italischen Staaten in den Stürmen dieser Kämpfe schwierige Aufgabe. In Macchiavelli sehen wir den Versuch, seinem Vaterlande Florenz, ja wo möglich Italien, diesen Dienst zu erweisen. Die Staatskunst schwankte noch in der Mitte zwischen dem staatlichen Einzelleben, das sich nicht aufgeben wollte, und dem durch äußere Macht garantirten Gleichgewicht größerer Staatenkorporationen; so sahen sich kleinere Staaten besonders auf Vorsicht

und Hinterlist gewiesen, wenn es galt, im größern Ganzen nicht unterzugehen. Ein Monarch jener Zeit sah alle Regierungskunst in der Verstellungskunst. (Nescit regnare, qui nescit dissimulare.) Als einen Meister dieser, — in jener Zeit wohl aufs höchste gediehenen Künste der Verschlagenheit, erblicken wir Machiavelli; dürfen aber in ihm, der sich der Politik mit ganzer Seele widmete, wahrhafte Vaterlandsliebe nicht verkennen. Ueberhaupt ist er jener gewaltige Geist, der den Weltverstand der neuen Kulturepoche repräsentirt, in dem sich das nebelumschleierte Leben des Mittelalters an den Tag des freien Bewußtseins herausgestaltet. Machiavelli ist für das Prinzip des neuern Staatslebens so groß, als Luther für das Prinzip des Kirchenthums; im Gegentheil er war sich des Prinzips der Neuzeit noch klarer und umfassender bewußt, als Luther, der einseitig auf den kirchlichen Standpunkt sich stellte, während Machiavelli das politische und kirchliche Prinzip zugleich in sich trug.

Niccolo Machiavelli, bekannt als Staatsmann, Geschichtschreiber und Dichter, ist geboren zu Florenz den 3. Mai 1469. Er entstammte einer altadeligen Familie, deren Ursprung im Marggrafen Hugo (850) nachgewiesen werden kann und welche Val di Greve und Val di Pesa, schöne Güter an der Grenze des florentinischen Gebiets, besaß. Die Familie litt in dem Grade von den Bürgern zu Florenz, als deren Republik erstarkte, und zog es vor, ihre adligen Privilegien mit dem Bürgerrechte dort zu vertauschen. Sie schlug sich zu der Partei der Guelfen und gieng mit ihr 1260 nach Montaperti's Fall in's Exil. Zurückge-

rufen nach Florenz gelangten die Machiavelli zu den höchsten Ehrenstellen der Republik. Aus ihnen giengen 13 Gonfalonieri und 53 Prioren hervor. Später verarmte die Familie. Bernhard, des Niccolo Vater, Rechtsgelehrter und Marktschatzmeister, erhielt sich nur mit dem Einkommen seines Amtes. Unsers Machiavelli Mutter, Bartholomäa Nelli, liebte nicht nur Dichtkunst, sondern war selbst Dichterin. So gieng, da er sich den Staats- und Rechtswissenschaften widmete, und da er auch Dichter war, des Vaters und der Mutter Bildung gemeinschaftlich auf den Sohn über. Keine Zeit konnte für die Entwicklung junger Talente förderlicher sein, als die damalige, in welche das Wiedererwachen des Studiums der klassischen Literatur fällt, auch kein Ort günstiger, als Florenz, die Wiege italischer Kunst und Wissenschaft.

Ueber Machiavelli's Jugendjahre sind wir wenig unterrichtet. Seine praktische Laufbahn begann er unter der Leitung eines durch klassische Bildung ausgezeichneten Beamten der Staatskanzlei zu Florenz, Marcus Virgilius (Adriani?), an dessen Stelle er 1494 trat. Im Jahre 1498 erhielt er unter vier Mitbewerbern für die Stelle eines Mitglieds der zweiten Kanzlei (seconda cancelleria de' Signori) den Vorzug. Einen Monat später wurde er Sekretär des Amtes der Zehne für Freiheit und Frieden (Ufficio de' Dieci di Libertà è di Pace, auswärtiges Departement); noch im selbigen Jahre Sekretär der Signoria, in welcher Stellung er vierzehn Jahre lang verblieb. Im Laufe dieser Zeit war Machiavelli's Thätigkeit manchfach in Anspruch genommen. Außer der gewöhnlichen Beschäftigung, die in Protokollirung der Rathsverhandlungen und Raths-

beschlüsse, Abfassung urkundlicher Verträge mit auswärtigen Staaten und Fürsten, wie überhaupt in der ganzen diplomatischen Korrespondenz bestand, mußte er zwanzig Sendungen an fremde Höfe und sechszehn Commissionen von höchster Wichtigkeit sich unterziehen.

Die glücklichen Tage, die Florenz unter Lorenzo di Medizi genoß, waren vorüber. Hatte dieser und sein Ahnherr, vorsichtig bemüht, die Flammen innerer Zwietracht niederzuhalten und den Ehrgeiz ihrer Mitbürger nicht zu reizen, gewissermaßen nach stillschweigendem Vertrage die öffentlichen Angelegenheiten der Republik geleitet, und, durch Großhandel und herrlichen Grundbesitz vermögend, derselben Glanz nach Innen und Außen auf neidenswerthe Höhe gehoben, so verlor Lorenzo's Sohn, Pietro, dem Vater an Geist und Gesinnung unähnlich, nicht mit Unrecht des Vaterlands Vertrauen und mit diesem jenes. Trefflich erzogen durch ausgezeichnete Lehrer und seinen Vater, der selbst Dichter und Gelehrter, und in Förderung der Kunst und Wissenschaft, Italiens Perikles war, erwachte in Pietro doch nie der hohe Sinn seiner Ahnen. Bald fühlte er das Unangenehme der Leitung öffentlicher Geschäfte. Schon sein erstes Auftreten für die Republik war unglückbedeutend. Als er nach Rom gesandt wurde, Alexander VI. zur Besteigung des päpstlichen Stuhles Glück zu wünschen, brach er dort mit einem Bundesgenossen der Florentiner, Ludwig Sforza, Herzog von Mailand, der seinen Neffen Johann Galeazzo Maria vom Throne gestoßen und Hülfe an Karl VIII. von Frankreich gefunden hatte. Karl ließ sich Ludwigs angetragene Freundschaft gerne gefallen, denn bei dem Zuge gegen Neapel, den er eben vorhatte, mußte sie ihm die Pforte Italiens

öffnen. Pietro erklärte sich zu Rom für Ferdinand, König von Neapel. Hatte er so mit Ludwig gebrochen, so sah sich die Republik, die er vertrat, auch von Ludwigs Bundesgenossen, den Franzosen, bedrängt, wenn sie nach Italien kamen. Mit ihren Rüstungen gegen Neapel wuchs die Unzufriedenheit der Florentiner, darunter auch Glieder des Medizeischen Hauses, gegen Pietro di Medizi. Sie wurden von Pietro des Einverständnisses mit Frankreich beschuldigt, des Vaterlandes verwiesen. Nach Frankreich geflüchtet, ermunterten sie Karl zur Beschleunigung seines Zugs. Er begann ihn mit Feindseligkeiten gegen Florenz. Wankelmüthig und unüberlegt, wie Pietro war, gieng er demüthig flehend zu Karl in's Lager. Um den Preis von Pisa und Livorno sammt drei Festungen auf florentinischem Gebiete, erkaufte er nicht den Schutz, nur die Neutralität Frankreichs. Der Unwille der Bürger erreichte den höchsten Grad; rückkehrend nach Florenz, fand Pietro den Palast der Signoria verschlossen; aus den Fenstern warf man Steine nach ihm; überall begegnete er bitterem Hasse. Unter dem Klang der Sturmglocke verließ er Florenz den 8. Nov. 1494. Sein Haus ward geplündert; herrliche Kunstdenkmale ein Opfer der Wuth des Pöbels. Pietro di Medizi sah sein Vaterland nicht wieder, denn er starb kurz nach der Schlacht am Garigliano, am 25. December 1503.

Nach der Vertreibung der Medizeer aus Florenz bemächtigte sich dort eine allgemeine Gährung der Gemüther. Die Medizeer schmerzte es tief, das Vaterland zu missen, und ermüdeten nicht in Versuchen, dahin zurückzukehren. Alexander VI., der den heiligen Stuhl mit Allem, was böser, lüsterner Wille, Treulosigkeit

und Büberei vereint hervorbringen, entehrte, nahm sich der Medizeer an. Sie unterhielten in Florenz eine Partei, die dort durch Anfachung innern Zwistes und Verdächtigung der Wohlgesinnten den Geist des freien Bürgerthums zu zerrütten strebte. Savonarola, obwohl den Medizeern und dem Papste Feind, that doch das Seinige, die Gemüther durch seine Predigten zu verwirren. Hart verklagte er das Erblühen der Künste und Wissenschaften, und maß ihrem Einflusse die Schuld des Verfalls der Sitten und der bürgerlichen Ordnung bei. Unter dem vermeintlichen Einfluß göttlicher Offenbarung predigte er eine neue Aera der Freiheit und des Glaubens, sprach ungescheut von den Verirrungen des heiligen Stuhls und der Nothwendigkeit einer Reformation in Haupt und Gliedern, aber ein klarer Gedanke Dessen, was seiner Zeit noth that, fehlte ihm. Sein zahlreicher Anhang hatte den Namen der Greiner (piagnoni), denen sich die Wüthenden (arrabiati) gegenüberstellten.

Es galt eines hellen Blickes, in solch verwirrter Zeit die Dinge so zu sehen, wie sie waren, ja möglichst zur Entwirrung der öffentlichen Zustände beizutragen. Machiavelli that Beides.

Machiavelli's rege Thätigkeit füllt auf seiner diplomatischen Laufbahn der Versuch aus, seinem Vaterlande Florenz, das jetzt uneinig und ohnmächtig zwischen dem Papst und Frankreich drückend sich beengt sah, die Selbstständigkeit zu fristen; an die Erhaltung dachte wohl nie sein weitaussehender Verstand. Als er nach der Rückkehr der Medizeer die öffentliche Wirksamkeit als Beamter aufzugeben gezwungen war, faßte er den begeisterten Gedanken der politischen Wiederge-

burt Italiens und der Erlösung vom Joche der Ausländer. Macchiavelli gehörte, wie ein antiker Charakter, ganz seinem Vaterland.

Das Positive und Edle in Macchiavelli's Charakter fand seine Entwicklung an der Verfassung von Florenz; sie, eine demokratische, war es, welche alle geistigen Kräfte in Umschwung erhielt, weil sie gleiche Berechtigung der Bürger zur Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten aussprach, und dadurch eigentlichen Patriotismus hervorrief. So rührte und regte sich in Florenz wissenschaftliches, künstlerisches und öffentliches Leben zugleich, während der Venezianische Aristokratismus den Volksgeist in starre Fesseln schlug, und diesen nie oder nur theilweise und viel später zur höheren, geistigen Blüthe gelangen ließ. Glücklicherweise ward in Florenz die unbändige Seite der Volksregierung durch die verständigen, wohlwollenden und hochgebildeten Medizeer gemildert, welche, gleichwohl bei mächtigem Einflusse auf das gesammte Gemeinwesen, doch das Patronat des demokratischen Regiments übernommen hatten.

Aristoteles Politik ist die wissenschaftliche Grundlage der Schriften Macchiavelli's, was so weit geht, daß er ganze Sätze daraus in seinen Fürsten aufnahm. Die staatsrechtlichen Grundsätze der römischen Kaiserzeit, deren Gewährsmann Tacitus ist, hatten auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. Macchiavelli ist der letzten Römer Einer. Die überlegte, kalte, freche Politik der römischen Kurie, die die Erfahrungen aller Zeiten gesammelt und sorgfältig kombinirt hatte, eine Politik, deren Meister einer den andern wohl verstand, lag ihm zu nahe, als daß er ihren Unterricht hätte verschmähen

können. Die Stürme, welche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert Italiens kleine, eifersüchtige Staaten bewegten; der letztern theilweise Unterwerfung unter ehrgeizige, blutdürstige Tyrannen, diese stets bemüht, ihre Macht zu vergrößern, war's durch Gewalt der Waffen oder Treubruch, Hinterlist und Meuterei; unglückliche Völker, ihrer Nationalität beraubt, niedergehalten mit schmachvollem Drucke, sie nur als Mittel selbstsüchtiger Plane angeschlagen, — dies war das wirre Schauspiel, das Macchiavelli's Blick frühe sich darbot, dies war der Kampfplatz, auf dem er den Feind nur mit seinen eigenen Waffen schlagen zu können glaubte. Was hilft's dir, wenn du redlich zu Werke gehst, sagte er sich, die Andern thun es nicht und du wärst immer der Betrogene. Wie mancher fromme Mann hat solche Grundsätze sein Leben lang geübt, aber ihr Gegentheil gepredigt; Machiavelli scheute sich nicht, sie zu bekennen. Er ist dabei ehrenwerther, als jene, welche sie nicht bekannten, aber befolgten.

Wir wenden uns dem jungen Sekretär der Signoria in Florenz näher zu. Nach der Vertreibung der Medizeer war die Regierungsform wieder streng republikanisch geworden. Macchiavelli's Umsicht, Schärfe im Urtheil und unermüdete Thätigkeit gewann bald seiner Mitbürger Vertrauen. Schon im Jahre 1500 ward er zu einer wichtigen diplomatischen Sendung nach Frankreich ersehen. König Ludwig XII. hatte durch Erhebung des natürlichen Sohnes Alexanders VI., Cäsar Borgia, zum Herzog von Valentinois und durch dessen Vermählung mit seiner Tochter, des Papstes Theilnahme bei seinen Entwürfen gegen Italien erkauft. Ueberlegter und hartnäckiger als sein Reichsvorfahr, Karl VIII., die

Eroberung Neapels, behandelte er die Eroberung Mailands; das erste und zweite Mal vom Usurpator Ludwig mit der Maulbeere entsetzt, gewann er es doch zum dritten Male wieder.

Schon als Karl VIII. nach Neapel zog, empörte sich Pisa, nach mehrhundertjährigem Kampfe Florenz zinsbar. Obwohl die Pisaner von den Franzosen begünstigt, von den Venezianern unterstützt waren, scheuten doch die Florentiner weder Mühe noch Kosten, sich in Pisa zu behaupten, weil dessen Besitz ihrem Ehrgeiz schmeichelte. Während Ludwig XII. und Ludwig mit der Maulbeere um Mailand kämpften, loderte zwischen Florenz und Pisa die Kriegsflamme wieder auf; Pisa war von Neuem durch die Venezianer gehalten. Da überließ der König Ludwig den Florentinern einen Theil seiner Truppen gegen Pisa. Schon schoß Beumonte, Anführer der Florentiner, Bresche in die Stadtmauer, als hart bedrängt die Pisaner Alles aufboten, die französischen Offiziere zu gewinnen, was ihnen gelang. Die Franzosen fingen an, die Zuschauer zu spielen, und liefen auseinander. Guicciardini schildert diese französische Heldenthat recht anmuthig.

Florenz, so nahe am Ziele, mußte die Belagerung Pisa's aufgeben. Die Franzosen verlangten ihrer Seits Entschädigung aller Kriegskosten zu sehr hohem Anschlage, schrieben das Mislingen der Unternehmung dem Umstande zu, daß ihre Truppen den bedungenen Sold nicht erhielten und überhäuften die Florentiner mit Vorwürfen, daß durch ihre Schuld die Ehre französischer Waffen blosgestellt worden sei. Machiavelli hatte in Begleitung zweier Kommissäre der unglücklichen Expedition gegen Pisa beigewohnt; er und Francesco della

Casa wurden ausersehen, an den französischen Hof sich zu begeben, mit ihm ein freundliches Benehmen herzustellen, den Nachlaß der vorigen Kriegskosten und wo möglich das Versprechen neuer Hülfstruppen zu erlangen. Allein beide Gesandten kehrten nach sechsmonatlicher Unterhandlung unverrichteter Sache zurück.

Machiavelli's zweite Sendung an den Herzog von Valentinois war erfolgreicher. Der Papst Alexander VI. beabsichtigte für seine unehelichen Sprößlinge ein erbliches Reich zu gründen und so die Schande seiner Ausschweifungen der spätern Nachwelt zu übergeben. Sein Sohn Cäsar Borgia, den die Geschichte nur mit Abscheu nennt, hatte seinen Bruder, Nebenbuhler in verbrecherischer Liebe zur schönen Schwester Lukrezia, wie in ehrgeizigen Entwürfen jeglicher Art, ermordet, und mit unerhörter Arglist und Grausamkeit in des Vaters Plane eingegriffen, die nur der Vergrößerung der eignen Macht ausschließlich galten. Mächtig durch dessen und seines Schwiegervaters Hülfe, nahm er von der Romagna Besitz und gedachte eben die umherliegenden, kleinen Fürstenthümer zu verschlingen, als die Herren derselben, eine Zeit lang seiner Vergrößerungssucht dienstbar, gegen ihn sich heimlich verbanden. Sie giengen Florenz um Beistand an; aber Florenz konnte es weder mit dem Papst noch mit Frankreich, den Freunden Borgia's, verderben, und that durch Machiavelli's Sendung den freiwilligen Schritt, sich mit dem Bösewicht zu verbinden. Machiavelli war Zeuge des schändlichen Verraths, welchen Borgia an jenen Fürsten übte, die er, Freundschaft erheuchelnd, zu sich lud und ermorden ließ. Er ward vom Herzog zu vertrauten Unterhandlungen gelassen und hatte Gelegenheit, treffende

Züge aus der Seele des Scheusals für die Geschichte zu sammeln. Er beobachtet seinen Helden in allen Nüancirungen politischer Bezüge, aber gesteht doch, wie auch Borgia's Sekretäre gestanden, daß es unmöglich war, den innern Gang seiner Entwürfe zu durchschauen, denn er wußte mit unübertroffener Kunst einen langerwogenen, vielfach vorbereiteten Plan bis zum Augenblick seiner Ausführung zu verheimlichen.

Von Imola aus begleitete Machiavelli den Herzog nach Cesena und Sinigaglia. Hierher hatte derselbe die Herrn der Fürstenthümer, deren Eroberung er beabsichtigte, Vitellozzo Vitelli, Oliverotto da Fermo, Signor Pagolo, und den Herzog von Gravina, Orsini und noch Mehrere, beschieden. Nachdem er sie zuvor durch Versprechungen beruhiget, wünschte er Verträge mit ihnen persönlich festzustellen. Nicht ohne längere Weigerung und bange Ahndung willigten sie ein. Der Herzog hatte sich mit einer starken Truppenmacht umgeben. Die Fürsten mußten ihre Bedeckung zurücklassen. Er ritt ihnen entgegen, nahm sie freundlich auf und führte sie in seine Wohnung; aber hier angekommen, wurden sie gefangen genommen. Zwei von ihnen, Vitelli und Oliverotto ließ Borgia noch in selbiger Nacht, den 31. December 1502, die andern am 18. Januar 1503 erdrosseln.

Am Abend vor der schauerlichen Katastrophe hatte der Herzog mit acht Vertrauten, darunter auch Machiavelli, entfernt von seinem Vorhaben gesprochen. Am Tage selbst ließ er Machiavelli kommen, um sich mit ihm über die gelungene Schandthat Glück zu wünschen. Machiavelli berichtet seiner Vaterstadt diesen Vorfall, als Etwas, worüber sie sich nur freuen könne. Was

weder Borgia, noch Machiavelli entschuldigt, ist, daß Oliverotto da Fermo und Vitellozzo Vitelli wahre Ungeheuer waren.

Nach dem Tode des Papstes Alexander VI., der ihn am selbst gemischten Gifte fand, und Pius III. nur einmonatlicher Regierung, wurde Machiavelli nach Rom gesandt, um den Kardinal Francesco Soderini, der im Interesse der florentinischen Republik stand, bei der bevorstehenden Papstwahl zu unterstützen. Machiavelli sah jetzt Borgia, hülflos unter seinen Feinden, in's Gefängniß geworfen. Daraus entkommen, fand dieser 1506 tollkühn seinen Tod in einem Treffen bei Viane in Spanien, an einem Lanzenstoß. Nach seiner Flucht aus dem Gefängniß zu Rom beschuldigte das falsche Gerücht den Papst, als hätte er ihn in die Tiber stürzen lassen.

Machiavelli äußerte in einem Briefe darüber: wenn es nicht geschehen sei, so glaube er doch, daß es hätte geschehen können. Ueber Borgia's Fall und Demüthigung bemerkte er: Gott wendet doch Alles zum Besten.

Die Florentiner sahen sich als Bundesgenossen der Franzosen bedroht, als diese dem Glücke der spanischen Waffen am Garigliano unterlegen und nach der Uebergabe von Gaeta aus dem neapolitanischen Gebiete verdrängt waren. Sie besorgten einen feindlichen Einfall des spanischen Befehlshabers Gonsalvo, ja mit dem gänzlichen Sturze der Franzosen in Italien, ihren eigenen. Mit Niccolo Valori wurde Machiavelli zum zweiten Mal nach Frankreich gesandt, um wenigstens eine beruhigende Stellung zu dessen Hofe sich verheißen zu lassen. Der Erfolg der Sendung war, daß die Florentiner in den Waffenstillstand begriffen wurden, den

Frankreich mit Spanien schloß. Weniger Aufmerksamkeit verdienen im folgenden Jahre (1505) vier Sendungen Macchiavelli's nach Piombino, Perusa, Mantua und Siena.

Im Jahre 1506 wurde Macchiavelli an den päpstlichen Hof gesandt. Papst Julius, der den Hirtenstab mit dem Schwerte vertauschte, war nach Bologna ausgezogen, um die Bentivoglio daraus zu vertreiben und die Stadt dem heiligen Stuhle zu unterwerfen. Die Florentiner sollten ihm hundert Soldaten stellen. Macchiavelli wurde abgesandt, seiner Vaterstadt Beifall über die Unternehmung und Bereitwilligkeit zu ihrer Unterstützung zu versichern. Er nannte sie heilig, gut und ganz würdig der Heiligkeit und Güte Seiner Heiligkeit. Ludwig XII. hatte zuletzt ohne Zweifel dieselbe Ansicht davon, denn, ob er gleich den Bentivoglio Hülfe gelobt hatte, versprach er doch auch dem Papste durch den Bischof Sisteron hundert Lanzenknechte und drei tausend Fußgänger aufzubringen, die er nach langer Zögerung sandte, nachdem er zuvor sich die Freude gemacht, den kriegslustigen heiligen Vater einer peinlichen Verlegenheit ausgesetzt zu haben.

Gegen das Ende des Jahres 1507 beabsichtigte Kaiser Maximilian, sich in Rom krönen zu lassen. Mittel fehlten ihm stets und nie brauchte er deren nothwendiger, als jetzt. Er legte den italienischen Staaten eine Steuer auf, deren Zahlung sie verweigerten. Die Venezianer demonstrirten mit bewaffneter Hand dagegen nnd verboten dem Kaiser den Durchzug durch ihr Gebiet. Gemeinschaftlich mit Francesco Vettori ward Macchiavelli an den Kaiser gesandt, ihn zu vermögen, daß er seine Forderung an Florenz wenigstens ermäßigte.

Machiavelli machte auf seiner Reise nach Botzen, wo sich der Kaiser damals befand, den größern Umweg über die Schweiz, in der Absicht, wie aus seinen Briefen hervorgeht, die Stimmung der Schweizer gegen den Kaiser zu erforschen. Die Florentiner mochten daran denken, mit ihnen verbündet, den Venezianern es nachzuthun. Deutsch verstand Machiavelli wohl nicht, er sah sich bei seinen Erkundigungen über die Angelegenheiten der Schweiz nur an die Mittheilungen seiner dort angesessenen Landsleute gewiesen; auch verstümmelte er deutsche Namen auf wunderliche Weise. Von Genf nahm er seinen Weg nach Konstanz, Memmingen und Augsburg, wo er erfuhr, daß der Kaiser bei den Fuggern ein starkes Anlehen gemacht habe, von da nach Insbruck und Botzen. Er fand am Hofe Maximilians eine höchst steife Etiquette. Auch ließ der Kaiser an seiner Forderung von 40,000 Dukaten, von denen 25,000 sogleich zahlbar, Nichts nach. Die Unterhandlungen brachen sich ab, der Kaiser, stets unentschlossen, kam aber diesmal nicht nach Italien. Machiavelli verfaßte neben den einzelnen Bemerkungen, die in seinen Briefen niedergelegt sind, einen ausführlichen Bericht über die Lage der Dinge in Deutschland, der in seinen Werken abgedruckt ist. Er schrieb auch ein Gemälde Deutschlands, gleichfalls noch vorhanden, Gegenstück zu einem Gemälde Frankreichs. Er beurkundet in diesen Werken eine seltene Beobachtungs- und Auffassungsgabe.

Der Abzug von Pisa beschäftigte noch immer den Ehrgeiz der Florentiner. Um hohen Preis kauften sie von den Königen von Frankreich und Spanien die Erlaubniß eines neuen Zuges gegen die einstige Nebenbuhlerin (Jun. 1509). Machiavelli hatte die Oberauf-

sicht über diese Expedition. Nach einer viermonatlichen Belagerung ward Pisa gezwungen, seine Thore zu öffnen.

Durch einen Vertrag, welcher im September 1509 unterzeichnet wurde, hatte Kaiser Maximilian den Florentinern für 40,000 Dukaten, zahlbar in vier Terminen, Unverletzlichkeit ihres Gebiets und ihrer Unabhängigkeit garantirt. Der erste Termin war schon bezahlt, als Machiavelli mit zwei goldbeladenen Pferden nach Mantua gesendet wurde, um 10,000 Dukaten für den zweiten Termin auszuhändigen; er hatte Befehl sich darauf nach Verona zu begeben, um die Bewegungen des Kaisers und der Venezianer zu beobachten und wo möglich in Erfahrung zu bringen, ob Maximilian noch nach Unteritalien ziehen würde. Maximilian begab sich nach Tyrol zurück und hatte nur von Neuem seinen schwankenden Charakter beurkundet.

Der Gegenstand von Machiavelli's dritter Sendung nach Frankreich war wichtig und erforderte große Eile. Julius II. hatte zwar noch nicht offen mit Ludwig XII. gebrochen, aber Alles deutete auf ein nahes Ende ihrer Freundschaft. Der Papst hatte Truppen nach Genua gesandt, welches zur Zeit noch den Franzosen gehörte. Florenz, zwischen beiden Mächten immer in der Klemme, konnte Marco Antonio Colonna, dem Befehlshaber des päpstlichen Heeres, den Durchzug nicht versagen, und doch fürchtete es, dadurch beim französischen Hofe anzustoßen. Machiavelli sollte das Gleichgewicht mit letzterem wieder herstellen. Er ward vom König freundschaftlich empfangen; erhielt jedoch bei der ersten Audienz den Bescheid, daß man weder gegen den Papst, noch gegen irgend Jemand Feindschaft hege, allein von den

Florentinern die unverzügliche Erklärung fordere, was sie, im Fälle der Papst oder eine andere Macht in Italien Frankreich angriffe oder angreifen wollte, für eine Partei zu nehmen gedächten. Doch wußte Macchiavelli ausweichend zu antworten und entwickelte im Verlaufe dieser Sendung, besser, als bei allen andern, sein diplomatisches Talent. Nach zwei Monaten, die er in Blois zubrachte, wohnte er der Eröffnung der Nationalkirchenversammlung, die Ludwig gegen den Papst hielt, bei. Ein zweiter Botschafter aus Florenz, Roberto Acciajuoli, ließ ihn den Gang der Geschäfte, den er einmal eingeschlagen hatte, verfolgen. Sie nahmen aber für die florentinische Republik einen unglücklichern Ausgang, als man voraussehen konnte. Ludwig XII. von Julius II. hart bedrängt und heftig gereizt, wollte seine Nationalkirchenversammlung in eine allgemeine umwandeln. Die Florentiner boten dem König die Stadt Pisa zum Sitz derselben an. Einige Kardinäle und Prälaten begaben sich dahin. Der Papst, wüthend gegen die Florentiner, dachte auf Rache. Zum vierten Mal ward Macchiavelli nach Frankreich gesandt, mit dem Auftrage, die französischen Kardinäle, die ihm auf dem Wege nach Pisa begegnen würden, aufzuhalten und zur Rückkehr zu vermögen; er selbst sollte darauf es über den König gewinnen, entweder mit dem Papste Friede zu machen, und das Concil aufzulösen, oder letzteres an einen andern Ort zu verlegen. Ohne das Eine oder das Andere bewirkt zu haben, kehrte Macchiavelli zurück.

Macchiavelli führte bei allen diesen Sendungen nur seinen einfachen Titel, als Sekretär, nie den eines Botschafters. Den Botschaftern mußte er zur Seite stehen, oder er war es so lange, bis ein solcher, wenn

er verreist oder zurückberufen war, durch einen andern ersetzt wurde. An Gewandtheit und Fähigkeit übertraf er sie Alle; aber er war arm und die Republik nicht so reich, ihre Botschafter anständig zu besolden. Bei diesen verschiedenen Sendungen bezahlte Florenz seinen Sekretär nicht gar glänzend; er bezog täglich einen Dukaten. Selbst dies wurde ihm nicht pünktlich verabfolgt, und er mußte häufig mahnen.

Auf die dringenden Bitten der Florentiner wurde das Concil endlich nach Mailand verlegt, aber das Unglück war geschehen. Der Papst hatte geschworen, Florenz zu strafen und den Medizeern wieder zu unterwerfen. Der Kaiser, der allein durch Waffengewalt interveniren konnte, hatte der Republik für 40,000 Dukaten ihre Freiheit garantirt; jetzt verlangte er noch 100,000 Gulden. Florenz erhob dagegen Schwierigkeiten und die Medizeer boten für ihre Einsetzung dem Kaiser mehr. Ein kaiserliches Heer fiel in Toskana ein, nahm und plünderte Prato. Florenz zeigte anfangs muthigen Widerstand. Macchiavelli bereiste mehrere Gegenden des florentinischen Gebiets, um den Zustand der Befestigungswerke zu untersuchen, Truppen anzustellen und ihren Sold auszubezahlen, aber in den ersten Tagen des Septembers 1512 eröffnete die Entmuthigung des Gonfaloniere Soderini, die Spaltung der Bürger und ein Aufstand der Medizeischen Partei, den Medizeern ohne Schwertstreich die Thore der Stadt, den Besitz ihrer Güter und ihrer vorigen Macht.

Die oberste Gewalt ward nun in Florenz geändert. Soderini, als Gonfaloniere, abgesetzt; Julian, Pietro's Bruder, warf sich zum Alleinherrscher auf, obgleich der Name Republik noch blieb. Alle Gegner der medizei-

schen Partei wurden hart verfolgt. Auch Machiavelli büßte seine Stelle als Sekretär ein und ward der Stadt verwiesen, mit dem Verbote, das florentinische Gebiet zu verlassen und den Palast der Signoria zu betreten. Kurz nach Wiedereinsetzung der Medizeer verbanden sich einige republikanisch Gesinnte, Capponi und Boscoli werden darunter genannt, Florenz von dem neuen Gewalthaber zu befreien. Allein die Verschwörung wurde entdeckt. Die Häupter verloren das Leben, die Mitschuldigen die Freiheit. Machiavelli, auf den bloßen Verdacht hin, Letzteren anzugehören, wurde in's Gefängniß und auf die Tortur gebracht. „Ich war dem Tode recht nahe“ schreibt er an einen Freund, „Gott und meine Unschuld haben mir das Leben gerettet.“ Wie dem auch sei, so war doch gewiß kein Beweis gegen ihn in den Händen seiner Feinde.

Giovanni di Medizi, Lorenzo's, des Erlauchten, Sohn und des vertriebenen Pietro Bruder, als er unter dem Namen Leos X. den heiligen Stuhl bestieg, sprach über die wegen politischer Verbrechen Angeklagten allgemeine Amnestie aus. Machiavelli, ward er gleichwohl jetzt in Freiheit gesetzt, gelangte doch nie mehr in glückliche Umstände. Aus hoher Uneigennützigkeit bei der Verwaltung seiner Stelle hatte er für seinen äußern Wohlstand gar nicht gesorgt. Ein Landhaus La Strada, bei S. Casciano, an der Straße von Florenz nach Rom, machte den größten Theil seines mäßigen Besitzthums aus. Hierher zog er sich zurück, und jetzt erst beginnt seine schriftstellerische Thätigkeit.

Ein Brief an Francesco Vettori giebt uns über seine damalige Lage und Beschäftigung Aufschluß:

La Strada, 10. December 1513.

Tarde non furon mai grazie divine. (Langsam waren nie die himmlischen Grazien. Petrarca.) Ich sage dies, weil die lange Zeit, seit Sie mir nicht geschrieben haben, mich glauben machte, Ihr freundliches Wohlwollen gegen mich sei, wenn nicht entschwunden, doch gemindert. Ich wußte nicht, was davon die Ursache sei, erwog alle, die mir einfallen mochten, und mußte zuletzt annehmen, daß der Grund, warum Sie mir nicht mehr schrieben, darin läge, daß man Ihnen hinterbracht, ich mache von Ihren Briefen einen nicht genug vorsichtigen Gebrauch. Ich wußte jedoch, daß mit Ausnahme von Filippo und Paolo, dieselben Niemand zu Gesichte bekommen. Ihr letzter Brief vom 23. v. M. beruhigte mich. Ich ersah daraus, mit welchem Vergnügen, mit welcher Ordnung und Gemüthsruhe Sie Ihren Beruf erfüllen; bitte Sie, so fortzufahren; denn wer seine Behaglichkeit für die eines Andern hingiebt, verliert die seinige und die Andern wissen ihm schlechten Dank. Weil das Glück denn nun einmal Hahn im Korbe sein will, so muß man es gewähren lassen, ruhig zuschauen, es auf keine Weise belästigen und abwarten, was es Gutes bescheeren mag. Sie können sich doch vollauf zu thun machen, Ihre Thätigkeit nehmen Staatsangelegenheiten in Anspruch, aber ich, ich könnte meinen ländlichen Aufenthalt verlassen und Ihnen sagen: da bin ich. In der Absicht, Ihnen Gleiches mit Gleichem zu vergelten, kann ich in diesem Briefe nichts Anderes thun, als Ihnen sagen, wie mein Leben beschaffen ist; und wenn Sie glauben, daß es werth sei, es gegen das Ihrige zu vertauschen, so fühle ich mich glücklich, es so fortzuführen.

Ich bin denn nun auf meinem Landgütchen, und seit dem letzten Unglücke — Gefängniß und Tortur — war ich nicht mehr in Florenz. Ich lasse sie Alle laufen, zwanzig ganze Tage. Bis jetzt jagte ich auf Krammetsvögel; ich stund vor Tags auf, legte meine Leimruthen und gieng, mehrere Vogelbauer auf dem Rücken, umher, wie Geta, wenn er heimkehrt vom Hafen, mit Büchern des Amphitryon beladen. (Bezieht sich auf die Personen einer unbekannten Komödie). Ich fieng allerwenigstens zwei, wenn's hoch kam, sieben Vögel. So verbrachte ich den ganzen September. Wiewohl mir diese Zerstreuung alltäglich wurde, vermißte ich sie doch, als ich sie entbehren mußte.

Ich will Ihnen das Leben schildern, das ich seitdem führte. Ich verließ mit Sonnenaufgang das Bett, gieng in den Wald, wo ich Holz hauen ließ; da blieb ich zwei Stunden, um nachzusehen und aufzupassen; das ist nothwendig, denn diese Holzhauer machen sich immer ein Feierstündchen, laufen zum Nachbar und plaudern mit einander. Was den Wald anbetrifft, so verdanke ich ihm schon tausend Spaß, besonders hatte ich ihn mit Frosino, mit Pauzano und Andern. Frosino ließ in meinem Walde eine Quantität Holz fällen, ohne mir etwas davon zu sagen; er wollte sich nämlich für zehn Lire bezahlt machen, die er mir vor 21 Jahren bei Antonio Guicciardini im Spiel abgewonnen hatte. Ich fieng an, den Teufel zu spielen, und wollte den Fuhrmann, der in den Wald gefahren war, als Holzfrevler verklagen. Georg Macchiavelli mischte sich in den Handel und mußte mir Beifall geben. Baptist Guicciardini, Filippo Ginori, Tommaso del Bene und einige Andere unserer Mitbürger, baten mich auch, so lange der kalte

Wind bläst, Jeder um ein Klafter Holz. Ich versprach sie Allen und schickte eine dem Tommaso, eine halbe Klafter gieng nach Florenz ab, weil er sich dort befand; beim Empfang liefen Er, seine Frau, seine Kinder, seine Bedienten zusammen. Er sieht aus, wie der Fleischer Gaburro, wenn er sich Donnerstags mit seinem Burschen anschickt, einen Ochsen zu schlachten. Sah ich nun, daß ich dabei meine Rechnung nicht fand, so versicherte ich sie, daß ich kein Holz mehr hätte. Sie schnitten freilich darüber böse Gesichter, besonders Baptist, der bei seinem Unglück als Staatsbeamte darauf zählte.

Auf dem Heimwege vom Walde gehe ich zu einer Quelle, und von da in die Gegend, wo meine Krammetsvögel sich aufhalten, mit einem Buche, Dante oder Petrarca, oder einem der Dichter zweiten Rangs, Tibull, Ovid und Aehnlichen. Ich lese die Schilderung ihrer Liebschaften und ihrer schwärmerischen Empfindungen; erinnere mich der meinigen und ergötze mich eine Zeit lang an diesem Spiel. Dann mache ich mich auf den Weg nach dem Wirthshause, unterhalte mich mit den Reisenden, frage sie um die Neuigkeiten ihrer Heimath, erfahre von ihnen dies und jenes und beobachte die verschiedenen Ansichten und Vorstellungen der Menschen. Mittlerweile kommt die Mittagstunde. Ich nehme mit meinen Leuten die Speisen ein, die meine ärmliche Villa und mein schmales Erbgut liefert. Nach Tische gehe ich wieder ins Wirthshaus, wo ich gewöhnlich den Wirth, einen Fleischer, einen Müller und einen Ziegelbrenner beisammen finde. Nach ihrer Laune bequeme ich mich die übrige Tagszeit. Wir spielen Karten und Triktrak. Es erheben sich unter uns tausend Wortwech-

sel, Zänkereien, in deren Gefolge Schimpfreden; oft handelt es sich nur um den Gewinn und Verlust eines Quattrin, und doch hört man uns bis nach S. Casciano schreien. Verliere ich mich denn in dies niedrige Treiben, so bewahre ich mein Gehirn vom Roste, ich lasse mein Misgeschick gehen, zufrieden, wenn es mich auch mit Füßen tritt, sehe ich dafür nur ab, daß es doch zuletzt Schande davon aufheben wird.

Kommt der Abend, so ziehe ich mich in meine Wohnung zurück; ich betrete mein Studierzimmer; an seiner Schwelle schüttele ich die Bauerntracht, bedeckt mit Schmutz und Unrath, ab, und werfe mich in die Stadt- und Hoftracht; anständig gekleidet betrete ich die alterthümlichen Hallen der Vorzeit. Wohlwollend dort empfangen, erquicke ich mich mit jener Kost, die allein mir zusagt, und für die ich geboren bin. Ich schäme mich nicht, mit den Alten zu verkehren, und sie über die Beweggründe ihrer Handlungen zu befragen. Sie sind so gütig, mir zu antworten, und vier Stunden hindurch fühle ich keine Langeweile; ich vergesse alle meine Leiden, fürchte weder Entbehrung noch Tod. Ich versetze mich ganz in ihre Mitte, und wie Dante so schön sagt, daß man in der Wissenschaft vorschreitet, nur, wenn man Gelerntes behält, so habe ich die Früchte, die ich aus ihrer Unterhaltung zog, bezeichnet und bei Seite gelegt; ich habe ein kleines Werk über die Alleinherrschaft angelegt, worin ich so tief, als möglich, in die Betrachtung des Gegenstandes eingehe. Ich prüfe, was Alleinherrschaft ist, wie viele Arten derselben es giebt, wie man sie gewinnt, behauptet und verliert. Hat je Etwas von meiner Hand Ihnen gefallen, so kann Ihnen gegenwärtige Schrift nicht

misfallen. Sie sollte einem Fürsten willkommen sein, besonders einem neuen. Ich will sie daher Giuliano, dem Erlauchten, widmen. Filippo Casavecchia hat sie durchgesehen; er kann Ihnen Bericht abstatten, sowohl über den Gegenstand selbst, als über die Unterredungen, die wir darüber hielten. Noch bin ich beschäftigt, das Werk zu vervollständigen und zu feilen.

Sie wünschen, daß ich die Lage, darinnen ich mich gegenwärtig befinde, aufgebe und sie gegen die Ihrige vertausche; ich thue es vielleicht, aber für jetzt bin ich durch gewisse Geschäfte, die in sechs Wochen erst abgemacht sind, gebunden; was mich auch einigen Anstand nehmen läßt, ist, daß die Soderini am nämlichen Orte, wie sie, sich aufhalten. Wenn ich dahin gienge, müßte ich sie besuchen und sprechen. Ich fürchte, daß ich nach meiner Rückkehr, statt in meiner Wohnung, im Gefängnisse ein Absteigquartier nehmen müßte. Denn wiewohl unsere gegenwärtige Regierung auf recht sichern Pfeilern ruht, so ist sie doch eine neue, folglich argwöhnische, und es fehlt nicht an Leuten, die die Klugen spielen, und die, um als solche zu erscheinen, die Andern drauf los leben und mich die Zeche bezahlen ließen. Beruhigen Sie mich über diese Besorgniß, ich bitte Sie darum; dann will ich Sie in der angegebenen Zeit besuchen.

Mit Filippo habe ich in Beziehung auf mein Werk gesprochen, ob es besser sei, ich widme es Jemand, oder nicht; und angenommen Ersteres, ob ich es selbst überbringen muß oder nur an Sie überschicken darf. Widme ich es Giuliano nicht, so fürchte ich nicht allein, er liest es nicht, sondern es thut ihm auch Keiner in seiner Nähe die Ehre an. Ich muß es ihm also widmen. Ich zehre mich auf und kann nicht lange mehr in dieser Lage

bleiben, ohne in eine Armuth, die mich der Verachtung Preis geben würde, zu gerathen. Dann wünschte ich, daß die Herren von Medizi sich meiner bedienten; sie dürfen mich anfangs zu den niedrigsten Posten verwenden. Würde ich jetzt mich nicht bestreben, in ihre Gunst zu gelangen, so müßte ich mir später Vorwürfe machen. Durch dieses Werk, wenn man es liest, würde man erfahren, daß ich die fünfzehn Jahre, in welchen ich die Kunst, zu regieren, studiren sollte, nicht mit Schlaf und Spiel vertändelt habe; und man sollte doch es vorziehen, einen Menschen anzustellen, der auf Kosten Anderer eine so große Erfahrung sich angeeignet hat. Man sollte nicht mehr an meiner Anhänglichkeit zweifeln. Ich habe immer Wort gehalten; und sollte ich jetzt erst, es zu brechen, lernen? Derselbe zuverlässige, rechtschaffene Mann, der ich 43 Jahre hindurch war, und der ich auch heute noch bin, sollte doch seine Natur nicht verläugnen können. Die Gewähr meiner Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit ist meine Armuth. Ich wünschte Ihre Ansicht über diesen Gegenstand zu erfahren. —

Weder Julian von Medizi, noch Lorenzo, dessen Neffe und Nachfolger, nahmen Machiavelli in ihre Dienste, und sechs Jahre lang lebte er ohne Amt. In diese Zeit fällt die Verabfassung mehrerer poetischen Schriften, so wie seine Theilnahme an einem republikanischen Klubb, der sich in den anmuthigen Gärten Ruccelai's versammelte. Von der absolutistischen Form seiner politischen Plane der Befreiung Italiens gieng er über zur demokratischen. In dem gewählten Kreise der jungen Florentiner, welche Ruccelai besuchten, machte er seine Gesinnungen, wie seine Erfahrungen mit Be-

geisterung geltend. Das alte Rom und die römischen Geschichtschreiber waren der gewöhnliche Gegenstand der Unterhaltung. Hier gewann man es über Machiavelli, daß er seine Betrachtungen über den Livius schrieb, in denen das republikanische Element seiner politischen Gesinnung präponderirt. Wenn man die Bemerkung Machiavelli's im zweiten Kapitel des Fürsten: „daß er von den Freistaaten anderwärts gesprochen", in's Auge faßt, so kann man nur an diese Betrachtungen denken und ist versucht, anzunehmen, daß sie vor dem Fürsten entstanden sind. Jene Bemerkung mag aber in den Fürsten bei einer nachträglichen Ueberarbeitung gekommen sein. Die historische Folge der Verabfassung beider Schriften ist die angegebene.

Aus diesen Betrachtungen folgen hier einige sie charakterisirende Stellen. Ueber das Wesen des Staatsregiments und den Einfluß des Christenthums sagt er dort (Discorsi II. 2): „Nicht in der Privatwohlfahrt ruht die Ursache der Macht der Staaten, sondern in der Allgemeinen. Dieses allgemeine Wohl aber ist nur in Republiken gewahrt, denn hier wird Alles, was zu dessen Beförderung dient, vollbracht, und verletzt dies auch manchmal das Interesse des Einzelnen, so sind doch der Begünstigten so viele, daß sie gegen den Willen der Beschädigten das Gesammtwohl wahren können. Ein Fürst dagegen sucht selten seinen Vortheil mit dem seiner Staaten in Einklang zu bringen, und daher hört meist mit dem Eintritt einer Tyrannei aller Fortschritt auf, und meist treten Rückschritte ein. Macht ein kräftiger Fürst auch Eroberungen, so macht er sie für sich, sein allein ist der Vortheil des Erwerbs, er macht das Erworbene nicht dem Volke unterthan, denn dieses mäch-

tig zu machen, ist kein Schaden. Jenes Ueberwiegen der republikanischen Form im Alterthum, und die größere Freiheitsliebe der Alten folgt aus der verschiedenen Erziehung und diese gründet sich wieder auf die Verschiedenheit der Religionen alter und neuer Zeit. Unsere Religion lehrt uns, das Weltliche minder zu achten, die Heiden aber setzten hierin das Höchste. Sie entbehrten daher die Menschlichkeit des jetzigen Geschlechts; dies zeigt schon die Pracht und blutige Wildheit ihrer Opfer. Der alte Glaube hat Niemanden heilig gesprochen, als Feldherrn und Fürsten und wer sonst sich weltlichen Ruhm gegründet, während das Christenthum beschauliches Leben und Demuth verherrlicht. Das Christenthum hat das höchste Gut in Selbsterniedrigung, in Geringschätzung und Verachtung der irdischen Dinge gesetzt, jene aber in Geistesgröße und Körperkraft und was sonst den Menschen stark macht. Und wenn unser Glaube verlangt, daß man Stärke besitzen soll, so ist's mehr eine negative, als eine aktive, mehr Duldsamkeit, als Thatkraft. Diese Lehren scheinen die Welt verweichlicht und sie in die Hände von Bösewichtern gegeben zu haben, die mit der Verbreitung und Beförderung dieser Maximen die Menschen leicht zu bändigen vermochten, die, um des Paradieses theilhaftig zu werden, lieber ihr Joch ertrugen, als rächend abschüttelten. Doch obgleich die Religion selbst die Menschheit entmannt und den Himmel entwaffnet zu haben scheint, so rührt doch dies Alles von der Verworfenheit Jener her, die diesen Glauben mehr der Unthätigkeit, als kraftvollen Thätigkeit zu Gunsten gedeutet haben. Hätten diese bedacht, daß unser Glaube die Erhebung und Vertheidigung unsers Vaterlands vorschreibt, so würden sie

gesehen haben, er wolle, daß wir es lieben und ehren und uns zu seinem Schutze bilden. Daher also rührt es, daß jetzt weniger Republiken sind und weniger Freiheit herrscht, als in der alten Welt. Doch ist auch das eine Ursache, daß die römischen Waffen alle Republiken der alten Welt vertilgt haben und daß bei ihrer Vernichtung nur an sehr wenigen Orten wieder ein bürgerliches, freies Leben erwacht sei." Ueber den Einfluß der römisch-christlichen Kirche auf die Weltgeschichte äußert sich Machiavelli noch bestimmter in folgender Stelle (1, 12): „Wenn die christliche Religion nach den ursprünglichen Satzungen des Stifters von den Häuptern der christlichen Republik wäre aufrecht erhalten worden, so würden unsere Staaten um vieles einiger und glücklicher sein, als so. Diesen Verfall derselben kann man nicht besser einsehen lernen, als wenn man betrachtet, wie gerade die Länder, die der römischen Kirche, dem Haupte unserer Religion, näher sind, weniger Religion besitzen. Und wer die ursprünglichen Grundlagen unsers Glaubens betrachtet und die Abweichungen des heutigen Gebrauchs von jenen einsieht, der wird urtheilen müssen, daß nahe ohne Zweifel der Untergang oder die Zuchtruthe sei." Gegen die Meinung, daß die Wohlfahrt Italiens von der römischen Kirche abhänge, bringt er folgende Gründe vor: das schlechte Beispiel des Hofs, die immerwährende Zertheilung Italiens durch die Kirche. Hierbei schlägt Machiavelli vor, um seinen Satz klarer zu machen, die Kirche einmal in die Lande der Schweizer zu schicken, „die einzigen Völker, die in Religion und soldatischer Ordnung im Sinne der Alten leben", und man würde finden, daß die schlechten Sitten des römischen Hofs in

kurzer Zeit mehr zu Grunde richten würden, als irgend eine andere Begebenheit, die sich jemals ereignen könnte.

Noch einmal trat Machiavelli auf den diplomatischen Schauplatz; seine Sendungen sind aber nicht bedeutend, darunter eine, die ihn beauftragte, einen Fastenprediger zu engagiren. Guicciardini macht sich in einem Brief an Machiavelli darüber lustig. Bei dieser Sendung, schreibt er ihm, wird wenig Erhebliches für Sie herauskommen; Sie wüßten denn den Vortheil daraus zu ziehen, die Wirthschaft der Kapuziner nach ihrem ganzen Wesen zu durchschauen. Wenn ich Ihren Titel: Bevollmächtigter der Republik Florenz bei den Kapuzinern in Carpi lese und bedenke, mit wie viel Königen, Herzögen und Fürsten Sie unterhandelt haben, in andern Zeiten, als die unsern, so fällt mir Lysander ein, der nach so vielen Siegen und Triumphzügen beauftragt ward, an die Soldaten, die er so ruhmvoll einst geführt, Fleisch zu vertheilen.

Clemens VII. Als Karl V. nach Italien zog, den treulosen Papst Julius zu strafen, ihn in der Engelsburg einschloß und Rom plünderte, war Machiavelli florentinischer Kriegskommissär — seine letzte Verwendung. Denn als auch in Folge der Vertreibung Hipolito's di Medizi, der unter der Vormundschaft des Cardinals da Cortona stand, die republikanische Verfassung wieder eingeführt wurde, war doch die wenige Gunst, die er von den Unterdrückern seines Vaterlandes genoß, denen, die sich seine Befreier nannten, Ursache genug zu Argwohn und Verläumdung. Verletzt durch solchen Undank erkrankte er. In Folge eines Arzneimittels, das ihm sonst gewöhnlich Linderung seiner chronischen Magenleiden verschaffte, wurde er von heftigen Kolikschmerzen befallen,

und starb 2 Tage darnach, den 22. Juni 1527. Er hinterließ seine Familie in tiefer Armuth. Seine Frau scheint etwas diabolischer Art gewesen zu sein. In einer geistreichen Novelle Belfagor zeichnet er sie unter der Person: Honesta. Diese, in der Hölle angelangt, zwingt durch überteuflischen Sinn den Teufel, die Hölle zu verlassen.

Außer den bereits genannten Werken verfaßte Macchiavelli noch eine Menge politischer und strategischer Schriften; besonders aber verdient seine florentinische Geschichte genannt zu werden. Italien hatte vor ihm keinen eigentlichen Geschichtschreiber. Villani im vierzehnten Jahrhundert, empfiehlt sich durch seine schöne, einfache Darstellung, erhebt sich aber nicht weit über den Rang eines Chronikenschreibers. Collenuccio und Bernardo Corio, im fünfzehnten, der Eine für Neapel, der Andere für Mailand, hatten sich der Aufgabe der Geschichtschreibung genähert, aber waren rücksichtlich des Styls hinter Villani zurückgeblieben. Macchiavelli war der Erste, der eine Geschichte im weitern Umfange des Plans und der Ausführung, in edlerer Form, nach dem Muster der Alten, italienisch schrieb. Tacitus ist sein Meister; aus ihm behauptete er erst den Livius verstanden zu haben. Das erste Buch der florentinischen Geschichte, welches in kräftigen, großartigen Zügen das Bild des Mittelalters entwirft, sichert Macchiavelli unter den größten Geschichtschreibern, die je lebten, eine Stelle.

Macchiavelli's, als politischen und historischen Schriftstellers, unsterbliches Verdienst ist, daß er besonders die Geschichte seines Vaterlands, die doch der Wendepunkt der ganzen Geschichte des Mittelalters war, mit Klar-

heit und Unbefangenheit, mit inniger Theilnahme, ja mit dem Schmerze eines in die Wunden der Vergangenheit und Gegenwart tief eindringenden Seherblicks betrachtet. Was der unermüdete Ehrgeiz der geistlichen Herrschaft, was ihr Kampf mit den weltlichen Mächten in und außer Italien, über dies Land für Jammer gebracht, dies steht in innerster Wahrheit vor seiner Seele.

Bis zu dem Einfall der aufgereizten Longobarden hinauf, wo der Papst in seiner Ohnmacht Fränkische Heere zu Hülfe rief, verfolgt Machiavelli den Unglückskeim Italiens. „Und so kam es," sagt er in der Einleitung zur Florentinischen Geschichte, „daß alle spätern Kriege der Barbaren in Italien zumeist von den Päpsten veranlaßt, und daß alle jene Barbaren, welche das Land überschwemmten, am öftersten von ihnen herbeigerufen waren; eine Sitte, die auch bis auf unsere Zeit herab dauert und Italien bei seiner Uneinigkeit und Schwäche erhält." Sind das nicht Prophetenworte auch unseren Zeitgenossen zugerufen, zumal jenen verblendeten, die das heillose Spiel, Italien durch das Ausland und das Ausland durch Rom beherrscht zu sehen, nur in erneuter Kraft herauf beschwören möchten? Italien wird ihnen dafür schlechten Dank wissen, wie auch z. B. wir Deutsche dafür schlechten Dank wissen, uns vor transalpinischem Joche beugen zu müssen.

Und wie er denn der Hierarchie die Schuld jenes tiefen Verderbens und jener Kriege beimißt, deren Blut Italiens Fluren Jahrhunderte lang düngte, so deutet er an, daß nur mit dem Untergang dieser unnatürlichen Kombination geistlicher und weltlicher Macht des Vaterlandes Glück und Segen wieder erwachen werde. Italiens Einheit ist das Endziel seiner patriotischen Wünsche,

eine Einheit, die im Innersten zerrüttet wurde von denen, welchen kein Opfer zu groß schien, auch nicht der Glanz und das Heil eines sinnigen Volkes, wenn es galt, ihren Lüsten, ihrem Ehrgeiz, ihrer Herrsucht zu fröhnen. Machiavelli weissagt das ganze Unglück, das nun, immer drückender, aber auch stummer, über Italien lastet, und das, wenn das Volk nicht wie durch ein Wunder sich ermannt, nur mit gänzlichem Verkommen, mit dem Untergang der einst geschichtlichen Nation enden wird.

Dies ist in wenigen Worten der politische und geschichtliche Grundgedanke Machiavelli's. Er hat ihn offen in seinen Schriften ausgesprochen, der Mit- und Nachwelt verkündet. Die meisten darunter erschienen erst nach seinem Tode; sonderbar sie, die der Hierarchie Todfeindschaft geschworen, mit päpstlichen Privilegien, ja selbst in der päpstlichen Druckerei gedruckt. Die sorglosen Herren des Vatikans hatten sie wohl nicht gelesen oder das Gift darin nicht entdeckt. Dies fand erst Cardinal Polo. Das Privilegium zum Druck von Machiavelli's Werken von Papst Klemens VII. nahm Paul IV. zurück; 1559 wurden sie ins Verzeichniß der verbotenen Bücher aufgenommen, nichts desto weniger reißend gedruckt und abgesetzt. Obgleich später die Jesuiten fast 200 Jahre lang, bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, ihr Erscheinen hintertrieben, existirt doch eine ungeheure Anzahl der Auflagen von Machiavelli's Schriften. Die Bibliothek zu München besitzt deren allein über vierzig. Ihre Wirkung auf die Zeit ist eine unberechenbare. An Gegenschriften fehlte es nicht; sie dienten nur, auf die von Machiavelli ausgesprochene, unwillkommene Geschichtsauffassung auf-

merksam zu machen. Trotz manchfacher Verirrung ist Machiavelli doch einer jener Sterne, die am Himmel Italiens lange noch glänzen werden, wenn Land und Volk dem selbstverschuldeten Untergang schon erlegen sind.

Luther konnte mit etwas weniger Theologie, aber mehr Politik, etwas mehr Verstand und weniger Glaubenseifer das für Deutschland werden, was Machiavelli für Italien erstrebte; er begieng aber den unverzeihlichen Fehler, daß er die Losreißung einer deutschen Kirche sogleich an Partikularinteressen festband, den großen Gedanken des Vaterlandes aus den Augen verlor. Er wurde nicht müde, gegen den Großtürken zu predigen, aber gegen innere Feinde der Größe und des Glückes Deutschlands blieb er stumm; regungslos bei der Erwachung des Nationalgefühls. In Luthers Hand lag es, die Stürme des dreißigjährigen Kriegs, die über unsere Fluren namenloses Unheil brachten, und deren Vorbotenblitze er bei Lebzeiten noch zucken sah, ja Stürme zu beschwören, die einst noch über das geliebte Vaterland kommen können.

Göthe zeigte wenig gesunden philosophischen Blick, da er Hamann's, dieses dumpfbrütenden Pietisten, Werke als einen Kodex der deutschen Nation empfahl. Er empfahl auch Italien als solch' ein Ehrenbuch, an dem es sich aufrichten sollte, — in seiner Noth und Verlassenheit, — Vico's Werk über den Zusammenhang der Wissenschaften. Eignen sich irgend Schriften zu einem Volksbuche Italiens, so sind es Machiavelli's und gerade sie in ihrer Nacktheit und ätzenden Schärfe.

Wir wenden uns am Schlusse unserer Einleitung näher den Auffassungen zu, welche dem Fürsten Machiavelli's zu Theil wurden, und welche mehr oder weniger der

Wahrheit nahe kommen. Von Rom und den Jesuiten giengen nur Entstellungen, Anfeindungen und Verfolgungen der Werke Macchiavelli's aus. Der bekannte Apostat der Jesuiten, der unter dem Namen Caspar Scioppius schrieb, übernahm dessen Vertheidigung (1623). Ihm folgten zwei deutsche Professoren, Conring in Helmstädt (1683) und Johann Friedrich Christ in Leipzig (1731). Als man in Neapel eine vollständige Ausgabe der Werke Macchiavelli's zu veranstalten gedachte, schrieb auf ihn der Advokat Galanti ein Elogium, das 1779 erschien. Eine solche vollständige Ausgabe kam erst in Florenz zu Stande; im Jahre 1787 wurde in der Kirche Santa Croce, neben den Grabmälern Michel Angelo's und Galilei's, ein ähnliches Macchiavelli errichtet, mit der Aufschrift:

Tanto nomini nullum par elogium.

Diese öffentliche Lobrede hielt jedoch in der florentinischen Akademie Baldelli; sie steht an der Spitze der Ausgabe, welche 1796 zu Livorno (mit der falschen Bezeichnung: Philadelphia) erschien.

Macchiavelli's Buch vom Fürsten wurde sehr bald das Vademecum der gekrönten Häupter. In der Vorrede zur Florentiner Ausgabe (1782) wird behauptet, daß es zu Rom anfänglich in großem Kredit stand. Karl V. soll es beständig gelesen haben; bei Heinrich III. wie Heinrich IV. fand man es, als sie ermordet wurden. Es ist in viele Sprachen übersetzt worden, unter andern auch in's Türkische auf Befehl Mustapha III., der sich und seine Söhne daraus unterrichten wollte. Papst Sixtus V. hielt so viel darauf, daß er einen eigenhändigen Auszug daraus verfertigte, der noch im Jahre 1782 im Original vorhanden war, wie die Florentiner

Ausgabe bezeugt. Der große Baco sagt von Machiavelli: Wir sind ihm Dank schuldig, weil er uns offen und ohne Umschweif gesagt hat, wie die Menschen gewöhnlich handeln, und nicht, wie sie handeln sollen. Rousseau geht noch weiter. Nach ihm hätte Machiavelli unter der Maske, den Königen Rathschläge zu ertheilen, solche den Völkern gegeben, und das Buch vom Fürsten wäre eher republikanisch, als absolutistisch. Der Cardinal Polo, der auf Machiavelli nichts weniger als günstig zu sprechen war, will von ähnlicher Absicht desselben bei Verabfassung des Buchs vom Fürsten, in Florenz wenige Jahre nach Machiavelli's Tode gehört haben. Sein Haß gegen Lorenzo di Medizi habe ihm solche Rathschläge eingegeben. Die erst in neuerer Zeit aufgefundenen Privatbriefe Machiavelli's (wir haben den für das Verständniß des Fürsten wichtigsten oben mitgetheilt) werfen ein helles Licht auf des Verfassers Zweck und Tendenz. Diese wurde besonders von dem französischen Uebersetzer der Werke Machiavelli's, Guiraudet (1798), und Ginguéné in seiner Histoire littéraire d'Italie (1819), hervorgehoben und geschichtlich nachgewiesen. Die deutschen Staatsmänner und Historiker des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts beschäftigten sich vielfach mit Machiavelli. Wir können uns hier nur auf die Auffassungen Friedrich des Großen, Heinrich Luden's, Leopold Ranke's und Gervinus' beschränken; Spinoza's naturrechtlicher und politischer Standpunkt soll zum Schlusse betrachtet werden.

Friedrich der Große schrieb bekanntlich einen Antimacchiavel. Machiavell's staatsrechtlicher Gesichtspunkt ist die Thatsächlichkeit der Gewalt, des abstrakten Herr=

scherthums. Friedrich hat schon in dieser Jugendschrift einen philosophischen oder, wenn man lieber will, philanthropischen Begriff vom Staate. Er sagt gegen Macchiavelli's Fürsten: „Um im Urtheilen und Schließen richtig zu verfahren, muß man zuvörderst die Natur des Gegenstands, den man behandeln will, ergründen; muß man zum Ursprung der Dinge hinaufsteigen, um so viel als möglich ihre ersten Elemente kennen zu lernen: dann ist es leicht, ihre Fortschritte und alle daraus entspringenden Folgerungen zu entwickeln. So hätte Macchiavell, ehe er die Verschiedenheit der Staaten angab, den Ursprung der Fürsten untersuchen und die Gründe entwickeln sollen, wodurch freie Menschen darauf kamen, sich selber Herren zu geben. Es würde aber Macchiavelli übel gestanden haben, wenn er gesagt hätte: die Völker fanden es für ihre Ruhe nöthig, Richter zur Entscheidung ihrer Streitigkeiten, Beschützer zur Vertheidigung ihrer Güter gegen Feinde und Fürsten zur Vereinigung alles ihres vielfachen Interesse's in das einzige allgemeine Beßte, zu haben und wählten Anfangs aus ihrer Mitte Diejenigen zu Regenten, welche sie für die Weisesten, Billigsten, Uneigennützigsten, Menschlichsten und Tapfersten hielten." Wir finden hier schon den Standpunkt des Contrat social. Wenn man in den spätern Schriften Friedrichs Rousseau'sche Lehren hat entdecken wollen, so könnte umgekehrt behauptet werden, Rousseau habe aus ihm gelernt. Der ganze Streit über den Ursprung der neuern Ideen über den Staat ist aber, sobald man ihn auf bestimmte Namen zurückführen will, ein nichtiger. Das Prinzip der individuellen Freiheit und der Berechtigung zum Staatsleben ist eben dasjenige Eigenthum des neuern Bewußt-

seins der Völker, wodurch sie sich von der vorausgehenden Epoche unterscheiden. Wie merkwürdig klingen aus dem Munde eines Thronerben folgende Worte des Antimachiavel: „Kein Gefühl ist unzertrennlicher von unserm Wesen, als das Gefühl der Freiheit; der Mensch im verfeinertsten Zustande, und der roheste Natursohn, alle sind auf gleiche Weise davon durchdrungen. Sowie wir ohne Fesseln geboren werden, so verlangen wir auch ohne Zwang zu leben. Dieser Geist der Unabhängigkeit und des Trotzes hat so viele große Männer in der Welt hervorgebracht; er hat die Verfassung der Freistaaten veranlaßt, welche eine Art Gleichheit unter den Menschen festsetzt und sie dadurch dem Naturstande näher bringt. Machiavel ertheilt gute politische Lehren für Die, welche sich durch Einwilligung der Oberhäupter eines Freistaats zur höchsten Macht darin emporheben. Dies ist fast der einzige Fall, wo er es erlaubt, ein ehrlicher Mann zu sein; nur Schade, daß dieser Fall sich beinahe nie ereignet. Der republikanische Geist wacht auf das eifersüchtigste über seine Freiheit; er scheut Alles, was ihm Banden anlegen kann und empört sich schon gegen den Gedanken eines Herrn. Man kennt in Europa wohl Völker, die das Joch ihrer Tyrannen abschütteln, um der Unabhängigkeit zu genießen; aber keines, das frei war und sich gutwillig der Sklaverei unterwarf." Das französische Parlament ist Friedrich nicht liberal genug konstituirt. „Wenn man in unsern Tagen die Weisheit irgend einer Regierung zum Muster vorstellen kann, so würde dies die englische Regierung sein: dort ist das Parlament der Schiedsrichter zwischen König und Volk, und der König hat alle Macht, Gutes, aber keine, Böses zu thun." Wie sehr sticht diese Lehre

eines wahrhaft großen Fürsten gegen die Expektorationen des Berliner politischen Wochenblatts der Herren Leo und Schubarth ab. Jener innere Drang der Humanität im Gegensatz gegen die Theorie barbarischer Staatsformen konnte Friedrich denn auch nur jenes Selbstgefühl ertheilen, das ihn, der Unkultur gegenüber, oft zu beißendem Spotte reizt, z. B. gegen Rußland. Nicht zu verkennen ist jedoch in dieser Jugendschrift Friedrich's ein Optimismus, der mit der Wirklichkeit in den grellsten Kontrast tritt, und der ihn unfähig macht, die Welt der Geschichte so zu sehen, wie sie ist. Oft führt ihn sein Widerspruchseifer gegen Machiavelli auf Albernheiten. Seine allgemeine Ansicht von Machiavelli als Politiker entbehrt zu sehr der geschichtlichen Orientirung und der gereiften Einsicht, als daß sie noch für unsere Zeit Werth haben könnte.

Heinrich Luden spricht in einer ausführlichen Beurtheilung der — schlechten Rehberg'schen Uebersetzung des Fürsten, welcher er noch immer zu viel Lob ertheilt (Jenaische Allgem. Literatur-Zeitung 1810. S. 81 f.), seine allgemeine Ansicht über dies Buch aus.

Was den Inhalt des Fürsten betrifft, äußert er, so ist schwer zu begreifen, wie man den eigentlichen Sinn und die Tendenz desselben so lange hat verkennen können, da beide von Machiavelli deutlich genug ausgesprochen sind. Aber es ist noch schwerer, zu begreifen, wie das Buch, ohne daß Sinn und Tendenz erkannt waren, Lobredner hat finden können. Denn so unbedingt dasselbe vielleicht in Bezug auf seinen Zweck gelobt zu werden verdient, so wenig möchte es zu rechtfertigen sein, wenn angenommen wird, daß allgemeine Maximen, gültig für alle Zeit und unter allen Verhältnissen,

darin ausgesprochen seien, oder daß es Machiavelli's Wille gewesen, nach solchen Prinzipien solle die Welt regiert werden. Die Meisterschaft verdient freilich immer ihre Krone, und es mag gut sein, daß sie geübt werde, wo sie sich findet; der Scharfsinn, der überall durchgreifende Mittel zu finden weiß, der Muth, der die gefundenen Mittel anzuwenden sich nicht scheut, der feste Blick, der allen Ereignissen unverwandt entgegensieht, und die Ruhe, die sich ihnen widersetzt, um sie zu lenken, alles dieses und was sonst noch von der Art sein mag, kann unsere Bewunderung erregen. Aber das Gemüth wird sich rächen und die Bewunderung zurücknehmen, die der Verstand gebracht hat. Gut, vollendet, ehrwürdig ist nur Das, was den ganzen Menschen befriedigt, und die Meisterschaft ist unglückselig, die von guten Menschen mit Unbehaglichkeit, Scheu und Angst bewundert wird. Daher war es den Menschen gewiß nicht zu verargen, daß sie, um das Buch vom Fürsten erträglich zu finden, so früh zu der Meinung kamen, der sie so lange treu geblieben sind, daß Machiavelli wohl nur die Absicht gehabt habe, ein Gemälde der Tyrannei und der Mittel, zu ihr zu gelangen, aufzustellen, um den Tyrannen verächtlich zu machen und um Ekel zu erregen in jedes Menschen Brust vor der Tyrannei; daß er das Verfahren früherer Fürsten darum enthüllt und der Welt vor Augen gelegt habe, damit es in Zukunft nicht mehr geübt werden möchte. Durch zwei Fehler verstanden sie das Buch nicht; einmal sahen sie das Werk an als ein in sich geschlossenes Ganzes; zum andern betrachteten sie das letzte Kapitel des Buchs als eine Zugabe, von welcher nicht recht zu begreifen war, wie dieselbe gerade

hierher kam, und gaben damit den Schlüssel aus der Hand, den der Verfasser ihnen selbst dargereicht hatte. Das Erste ist falsch, weil jede politische Schrift, die nicht rein wissenschaftlich ist, sondern eine praktische Tendenz hat, wie Machiavelli von seinem Fürsten so deutlich sagt, und dabei Leben und Wahrheit, für die Zeit berechnet ist, aus der sie hervorgeht, deswegen nur aus der Geschichte dieser Zeit und aus dem Leben des Verfassers und aus den Verhältnissen zu der Zeit verstanden und erklärt werden kann. Die Verkehrtheit der zweiten Voraussetzung fällt in die Augen. Nun erscheint Machiavelli in seinen übrigen Schriften als ein enthusiastischer Freund der Freiheit; die Süßigkeit des freien Lebens (die dolcezza del vivere libero, wie er sich ausdrückt) ist ihm das Höchste und Herrlichste; die Gründung und Erhaltung eines ächten gemeinen Wesens ein Ziel, werth der Bestrebung eines edlen, großgesinnten Mannes; und das eigene Leben Machiavelli's spricht für den Ernst der Grundsätze in diesen Schriften. In dem Buche vom Fürsten aber tritt er auf als Lehrer eines Prinzen, dem er keinen andern Zweck beilegt, als Erwerbung, Erhaltung und Vergrößerung der Herrschaft, und zeigt ihm, wie dieses Ziel zu erreichen sei, mit erschütternder Wahrheit, aber scheinbar ohne Achtung für Das, was sonst dem Menschen und ihm selbst das Heiligste ist, ohne Schonung irgend eines menschlichen Gefühls. Wie ließe sich dieser Widerspruch besser auflösen, als durch die Annahme, Machiavelli habe im Principe nur die Naturgeschichte der Tyrannei liefern wollen, um ihr den Abscheu der Welt zu erregen, um die Fürsten zu schrecken und die Völker zu ermuntern, festzuhalten über ihrer Freiheit.

Aber der Ernst der Darstellung, die consequente Wahrheit, die Liebe, mit welcher Machiavelli von dem Werke spricht, als von der schönsten Gabe, die er darzureichen vermöge, der Fleiß und die Mühe, die auf das Ganze verwandt sind, der seltsame Contrast, in welchem das letzte Kapitel mit dem übrigen Werke stehen würde, beweisen, daß die Annahme nicht zuzulassen sei. Dennoch ist diese Ansicht besser, als diejenige, die neuerdings ausgesprochen worden ist, und nach welcher Machiavelli damit gerechtfertigt werden soll, daß er die Anwendung seiner Regeln dem Gewissen der Fürsten anheimgebe, und nie sage: Du sollst Das wollen, sondern immer, wenn du es willst, so mußt du auf diese Weise verfahren, um deinen Zweck nicht zu verfehlen. Das heißt den Andern zur Sünde verführen und das eigene Gewissen retten.

Rehberg, behauptet Luden weiter, habe den einzig richtigen Weg eingeschlagen: das Buch zu erklären aus der Geschichte der Zeit, und findet auf diese Weise den richtigen Sinn des Werks: Befreiung Italiens von den Barbaren. Freilich bleibt aber Rehberg nur auf halbem Wege stehen. Luden kann die spätern Aeußerungen Rehbergs über Machiavelli's „Nichtswürdigkeit, Immoralität ꝛc.“ mit dessen früher ausgesprochenem Hauptgedanken nicht vereinigen, zumal da Herr Rehberg naiv gesteht, die Schlußrede habe für ihn nur als Meisterstück der Beredsamkeit Interesse. In Beziehung auf das ganze Werk bemerkt Rehberg: Wenn man den ganzen, mit Machiavelli zurückgelegten Weg mit Einem Blicke übersieht, so wird man von einer sonderbaren Empfindung ergriffen. Jedes einzelne Urtheil, jeder Anschlag ist so zutreffend, daß man der überredenden

Kraft nirgends widerstehen kann. Es muß Alles so kommen, wie Macchiavelli sagt. Dennoch bleibt immer in der Tiefe des Gemüths Etwas, das widerstrebt und die Ueberzeugung zu Schanden macht. Macchiavelli kann dreist seine Leser auffordern, Etwas gegen seine einzelnen Urtheile einzuwenden. Aber wer könnte wohl das Ganze für Etwas mehr, als ein bloßes Spiel des Verstandes halten? Das ist es eben, das ganze Buch ist bloße Frucht des Verstandes. Von Theilnahme am Schicksale der Menschen, von Rücksichten auf ihre Empfindungen, von ihrer Zufriedenheit als einem Zweck an sich selbst, ist gar nicht die Rede. Moralisches Gefühl hat Macchiavelli entweder gar nicht gehabt, oder es ist in ihm von politischen Leidenschaften ganz unterdrückt. Hierauf entgegnet Luden: Ob Macchiavelli ein guter oder schlechter Mensch gewesen sei, sei nicht so leicht zu entscheiden, wenigstens möchte er es nicht auf sein Gewissen nehmen, dies zu entscheiden. In seinen übrigen Schriften zeige er überall ein tiefes Gefühl für Recht und Tugend und für Alles, was den Menschen ehrt und ziert; edle Thaten und große Bestrebungen werden von ihm verherrlicht, Laster und Feigheit gebrandmarkt, Liebe und Freundschaft sind ihm nicht fremd, und die Religion ist ihm heilig. Wer wagt zu behaupten, alles Dies sei nur Maske gewesen? Macchiavelli hatte Verstand, und brauchte seinen Verstand. Ist er deswegen ein Verschmitzter?

Wie aber auch Macchiavelli im Uebrigen gewesen sein mag, es käme, fährt Luden fort, zunächst darauf an, zu zeigen, wie er in dem Buche von dem Fürsten erscheint. Wenn Herr Rehberg selbst sage, die Unabhängigkeit sei für das Volk das höchste Gut und die

Bedingung aller Glückseligkeit, ferner, daß, um Italien die Unabhängigkeit wieder zu verschaffen, nothwendig gewesen, die gesammten Kräfte der Nation in Verbindung zu bringen, und daß dies in damaliger Zeit nur durch einen Medici geschehen konnte, und wenn dies nun wahr ist, wie läßt sich von einem Manne, der für dies Gut eine so hohe Begeisterung zeigt, und von dem Gedanken desselben so ganz durchdrungen ist, wie Macchiavelli, sagen, er habe kein Gemüth, kein moralisches Gefühl? Die Mittel, die Macchiavelli an die Hand giebt, mögen ohne Rücksicht auf den Zweck abscheulich sein, sie hätten aber nur in Beziehung auf diesen beurtheilt werden sollen. Dabei verwahrt sich Luden, als sei er der Meinung, der Zweck heilige die Mittel, in dem Sinne, wie er gewöhnlich genommen wird. Wenn der Einzelne sich herausnimmt, seine Meinung als das Höchste zu setzen und seinem Kopfe Alles zu opfern: so ist es abscheulich und nichtswürdig. Aber das Ewige, in der Natur der Dinge Gegründete, kann nicht den kleinlichen moralischen Erbärmlichkeiten nachgesetzt werden und die Anwendung der Mittel, durch welche das, was die Bedingung aller Glückseligkeit ist, nur erreicht werden kann, ist nicht verabscheuungswürdig. Die Moral wird den Mord eines Menschen nicht entschuldigen; daß aber für die Unabhängigkei der Völker Hunderttausende geopfert werden, hat noch Keinem unmoralisch geschienen. Es giebt nur Eine und ewige Tugend; und Demjenigen, der ganz von einem großen Gedanken erfüllt und in demselben aufgegangen ist, fallen die Mittel mit dem Zwecke zusammen; er sieht in jenem nur diesen, während der Moralist auf der Stube abwägt und richtet. Eine verzweifelte Krankheit verlangt eine ver-

zweifelte Kur. Machiavelli empfiehlt nie geradezu die strengste und grausamste Maßregel; wo Sanftheit und Milde ausreicht, da ist er für diese; aber er scheut jene nicht, wo die Nothwendigkeit gebietet. War es bei dem damaligen Zustande der Dinge möglich auszulangen mit der Schwachheit, die man in unserer Zeit so unschicklich Humanität zu nennen beliebt hat? Ist das Humanität, untergehen zu lassen, wodurch der Mensch — Mensch wird, um Das zu erhalten, wodurch er Thier wird?

Summum crede nefas animam praeferre pudori,
Et propter vitam vivendi perdere caussas!

Diese Argumente sind um so schlagender, diese Sprache ist um so edler, als sie Heinrich Luden im Jahre 1810, also in einer Zeit führte, wo Deutschlands Loos mit dem Italiens so viele Aehnlichkeit hatte. Der Umstand aber, daß nicht die Fürsten Deutschland von den Barbaren befreiten, sondern das in seiner Kraft sich fühlende Volk, möchte auch jetzt noch ein Fingerzeig sein, daß, wenn Machiavelli überhaupt einen Fehler begangen hat in seinem Buche, er darin zu suchen ist, weil er die ganze Schwerkraft des Vaterlands in einem Fürsten niedergelegt wissen wollte, während umgekehrt nur das italienische Volk, wie es jedes überhaupt nur ist, im Stande war, sich selbst zu regeneriren und aus dem Sumpfe der Verknechtung und Erschlaffung in neuer, jugendlich kräftiger Gestalt aufzustehen.

Die Veranlassung zur Idee des Fürsten giebt Ranke in seiner Schrift: Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, folgendermaßen an: „Welchen Italiener, sagt er, der sich seiner und seines Vaterlandes bewußt war,

hätte nicht das Geschick desselben bewegt, so daß ein Jeder an seinem Theil auf die Rettung und irgend ein Heilmittel denken mußte? Die Meisten hofften die Rettung von Einem Manne. Polydor Vergili lebte fern in London, als er sein Buch de prodigiis schrieb. Er weihte es Franz Maria'n von Urbino und hiebei, am 1. August 1526, gab er seine Hoffnung zu erkennen, von demselben werde endlich die Herstellung der italienischen Dinge erfolgen. Das hatte 20 Jahre früher Johann Anton Flaminius dem Papst Julius auf das Bestimmteste gesagt:

Dux opus est, acris populos qui cogat in unum;
Qui male concordes jungat ad arma manus.

Dasselbe sah der Geschichtschreiber Varchi ein, „„Italien kann nicht ruhig werden, ehe es nicht ein Fürst beherrscht.““ Dieselbe Meinung ist in Macchiavelli festgegründet; sie ist das Resultat zweier Werke, des Fürsten und der Discorsi. An Wen aber sollte diese Hoffnung sich schließen? Als Leo X. Papst geworden, kurz nachdem Florenz wieder unter ihn gekommen, saßen viele Edelleute von der Stadt, von dem Hofe des Papstes zusammen, sprachen von der künftigen Gestalt Italiens und wurden einig, Julian, Leo's Bruder, werde König von Neapel, Lorenzo, Leo's Neffe, Herzog von Mailand werden. Julian's milde Seele suchte man durch Weissagungen und Wunder zu großen Thaten zu entflammen. Lorenzo war an sich ein wilder und kriegerischer Mensch, der jedoch noch wilder scheinen mochte, als er war. Das Volk sagte öffentlich, dieser würde alles Land zwischen dem tyrrhenischen und adriatischen Meer vereinen und ein Königreich gründen. „„Wir werden ihn als König von Toscana begrüßen““ sprach Ulrich

von Hutten. Er ist der Vater der Katharina di Medici. An diesen Lorenzo nun schickte Machiavelli einen Unterricht, wie man eine neue Herrschaft erwerben und gründen, und wie man sie erhalten könne."

Gegen diese Ansicht Ranke's und besonders gegen das Gewicht, welches er auf Lorenzo's wilden Charakter legt, läßt sich jedoch die Thatsache, die aus dem oben mitgetheilten Briefe Machiavelli's an Francesco Vettori hervorgeht, anführen, daß Machiavelli bei der Verabfassung sein Buch nicht Lorenzo, sondern Juliano bestimmt hatte. Als jener Brief, der mit keiner Sylbe Lorenzo's erwähnt, geschrieben wurde, war der Fürst schon fertig, und Machiavelli konnte ihn nicht zugleich für einen milden und einen wilden Charakter berechnen, wenn er überhaupt das Naturell Dessen, dem er sein Buch widmete, in Anschlag bringen wollte.

In Ranke's Beurtheilung des Fürsten fanden wir folgende Stelle unbegreiflich: „So vieles Wichtige, das Aristoteles darbot, das auf die italienischen Verhältnisse eines Tyrannen sehr wohl passte: „„von der Aufnahme der Fremden in der Stadt, von der Zerstörung der Genossenschaften, von der Trennung des Adels und Volks, von den drei Hauptzielen, den Bürgern Muth, Zutrauen, Macht zu nehmen"", von diesem Allem sagt Machiavelli fast nichts." Gerade diese Fragen findet Derjenige, welcher den Fürsten Machiavelli's aufmerksam liest, als die Angelpunkte der Darstellung in den betreffenden Kapiteln.

Unbezweifelt hat Gervinus in seiner Charakteristik Machiavelli's (Historische Schriften 1. Band) das Umfassendste, Gründlichste geschrieben, und wir verweisen deshalb Den, der sich ausführlicher über Mac-

chiavelli als Mensch, Staatsmann und Schriftsteller unterrichten will auf jene Darstellung. Es folgen einige Bruchstücke derselben, welche sich zunächst mit dem Fürsten beschäftigen: „Fragen wir Macchiavelli nach dem Manne, den er braucht, um die Freiheit und Vereinigung von Italien und seine Rettung vom fremden Joche auszuführen, so braucht er, da er an der Möglichkeit eines solchen Unternehmens fast verzweifelt, einen Menschen von solcher Größe, der auch verzweifelte Mittel nicht scheut. Die Krankheit des italienischen Staatskörpers hatte zu sehr um sich gegriffen, als daß sie fürder noch anders, als durch Feuer und Schwert zu vertilgen gewesen wäre. Zahllose Versuche waren gemacht; überall fehlte es an Einsicht und gutem Willen oder an Kraft. Der Priester, der von der Kanzel herab mit seinen geistlichen Waffen für eine neue Ordnung stritt, hatte sich selbst in's Verderben geführt; jener Andere, der vom Throne herab weltliche Waffen versucht hatte, hatte über Italien Unglück gebracht; die künstliche Politik eines Lorenzo, „„die erst Worte sucht und dann Thaten,““ hatte den Untergang Italiens aufhalten, aber nicht hindern können; keiner der alten Throne Italiens schien Macchiavelli das große Werk wagen zu wollen oder zu können. Er verdammte die lahme Staatskunst seiner Höfe und die ungeheure Gesunkenheit und Charakterlosigkeit der Menschen seiner Zeit, die ähnlich war, wie heute, wo man sich an jede kräftige Erscheinung mit Erwartungen klammert; und haben wir in unsern Tagen unter nicht unähnlichen Verhältnissen Napoleon bewundert, warum sollte Macchiavelli mit ähnlicher Sehnsucht nicht auf jedes Individuum blicken, das ihm irgend eine Fähigkeit für sein

Ideal offenbart. Die alten legitimen Fürsten sind ihm zu matt für seine Zwecke; er braucht herbe Mittel, wie er sie zum Theil von Cäsar Borgia und Castruccio Castracani hatte anwenden sehen, Leuten, die es einsahen, daß das Volk keiner Freiheit mehr fähig war. Macchiavelli täuschte sich nicht mit dem Wahn von Republiken, so republikanisch er war; er weiß, „„daß es eben so schwer ist, ein Volk frei zu machen, das Sklave sein will, als zum Sklaven das andere, das frei sein will.““ (**Discorsi III. 17.**) Sein Auge ist also auf jene Emporkömmlinge, wie jene genannten, gerichtet, die mit der nöthigen Geringachtung der Menschen und Härte und Strenge des Charakters nur Achtung vor Staatswohlfahrt verbinden; solche Emporkömmlinge nennt er neue Fürsten und ein solcher neuer Fürst ist sein Principe; überall, wie es schon im Namen selbst liegt, eine ephemere Person, Würde und Autorität, denn der absoluten Herrschaft, die er in ihm als Staatsgründer erkennt, ist er überall sonst in einem einmal schon geordneten Staate der erklärteste Gegner. Es ist ein eben so großer Misverstand, wenn man glaubt, er meine mit seinem Principe einen Fürsten schlecht hin, als wenn man sagt, er bezeichne damit einen Tyrannen, und wer sehen will, wie zu seinem Principe sein Begriff von Tyrannen, und wie zu ihm sein Begriff von einem guten, legitimen Monarchen paßt, der lese das zehnte Kapitel im ersten Buche der Discurse *) und vergleiche es mit den Zügen, die er in

*) Dieses Kapitel trägt die Ueberschrift: So lobenswerth die Gründer einer Republik oder eines Reichs sind, so verabscheuungswürdig sind die Gründer einer Tyrannei.

einem neuen Fürsten lobt und wünscht. Sein neuer Fürst ist vielmehr ein Gesetzgeber oder noch deutlicher ein Reformator, und zwar ein bewaffneter Reformator; und will man eine klare Vorstellung von Dem haben, was sich Machiavelli unter einem vollkommenen Reformator denkt, so betrachte man die Sache so: da das Regiment dieses neuen Fürsten vorübergehend sein soll, wie die Rolle, die dem Leo X. in Florenz zugetheilt und also im vollen Ernste und keineswegs aus Schmeichelei zugetheilt ist (in einer besondern Schrift Machiavelli's); da er nur mit einer scharfen Pflugschaar den widerstrebenden Boden urbar machen soll für eine Saat von Zucht und Ordnung, aus der neue Freiheit und neues Glück gedeihen soll; da er somit neue Gesetze und eine Staatsverfassung schaffen, und bis diese dem Volk aufgenöthigt sind, den Staat und die Gesetze repräsentiren soll, Er ganz allein, um der Consequenz und Einheit der Ausübung willen: so muß er sich zur Höhe einer moralischen Person erheben, die den Staat darstellt, und an seine Politik wird ebensowenig die Anforderung der Moralität gemacht, oder man ist darin so nachsichtig, wie man es gegen das Abstraktum eines Staats, gegen die sogenannte Politik dieses oder jenes Reichs ist. Da nun in aller Staatsweisheit und Consequenz des Verfahrens dem Machiavelli der römische Staat, oder der Senat, der ihn repräsentirte, Muster ist, so sind die römischen Staatsmaximen, wie in seiner imaginären Republik, so in seinem ideellen Reformator, diejenigen, nach denen er verfahren soll.*) Das

*) Herr Stahl sagt in seiner Rechtsphilosphie (I. 212): „Es ist ungerecht, wenn Schlegel und

Moralische kommt hier gar nicht oder nur wenig in Betracht, denn Macchiavelli, wie seine ganze Zeit, ist darin Opposition gegen die frühere, die zwischen Moral und Politik noch nicht schied. Macchiavelli selbst verwahrt sich dagegen, einem eigentlich guten Menschen diese Rolle zumuthen zu können; in den Discursen drückt er sich noch bestimmter aus (I. 26.). Er sagt, die Mittel, die ein neuer Fürst anzuwenden habe, um das Neuerworbene zu behaupten, seien höchst grausam, und widerstritten allen christlichen nicht nur, sondern auch

---

Andere den politischen Charakter Macchiavelli's aus antiker und namentlich römischer Bildung erklären. Die Erscheinung ist im Gegentheil ein Ergebniß des neueren Geistes, diese Willkür der Zwecke und Rücksichtslosigkeit der Mittel ist der römischen Welt durchaus fremd (!!), ihrer Sinnesart ist Macchiavelli so wenig verwandt, daß er sogar die römischen Begebenheiten häufig (!!) misversteht. Selbst sein künstlerischer Charakter als Redner und Geschichtschreiber ist nicht römisch; ihm fehlt das Gehaltene, die römische Dignitas ...." Wie man so ziemlich das Meiste, was dieser Herr auf dem Grund unwissenschaftlicher oder unvernünftiger Inspiration — denn die Vernunft ist ihm ein Greuel — behauptet, auf den Kopf stellen muß, um es wahr zu finden, so auch in diesem Falle, wo den positiven Rechtsphilosophen nur seine dürftige Kenntniß Macchiavelli's entschuldigt. Es wird Niemand läugnen, daß Macchiavelli die Frucht des neuern Geistes der Geschichte ist, aber eines solchen, der sich unmittelbar an die antike Welt des Römerthums anschließt. Eben so bedeutend, als die Stahlische, ist Hrn. H. Leo's Ansicht von Macchiavelli, die er in der Vorrede zu seiner — von Sünden nicht freien Uebersetzung der Briefe Macchiavelli's niedergelegt hat.

überhaupt allen menschlichen Gesetzen; und jeder Mensch müßte sie lieber vermeiden, und als Privatmann leben wollen, denn als König unter solchem Ruine der Menschen. Wer aber einmal diesen Weg betreten habe, müsse in dies nothwendige Uebel der Anwendung solcher Mittel sich finden. Gewöhnlich aber griffe man zu halben Maßregeln, die höchst verderblich seien; denn die Menschen wüßten weder ganz gut noch ganz böse zu sein, und er läßt merken, daß die Größe, die in diesem Falle doch in Ausübung des Bösen gelegen sein könne, die Wenigsten zu fassen vermöchten. Hier ist es klar genug, daß sein Principe keine Schmeicheleien enthält. Da er die Begriffe von einem löblichen Fürsten und einem neuen scheidet, so heißt es wirklich einem Menschen von Humanität und Tugend schlecht schmeicheln, ihm die Rolle eines solchen Mannes anzubieten; und dies nicht übel zu deuten, verlangt schon eine große Seele. Der löbliche und legitime Fürst scheint ihm unter allen Menschen der preiswürdigste; allein in seinem Principe will er erklärter Weise zeigeu, wie ein neuer Fürst sein müsse, um zu seinem Ziele zu kommen, nicht wie ein jeder Fürst sein solle. Voll von den Regierungsgrundsätzen des römischen Senats, voll Kenntniß des Bedürfnisses und der Natur des Volks, das er bessern will, leiht er hier einem Einzigen, in dem sich alle Strahlen des Staats concentriren sollen, alle jene Klugheitsregeln und Gewaltmittel, die vielleicht, seitdem die Athener den Rath des Themistokles verschmähten, nie wieder ein Corps von Regierenden verschmäht hat. Wie sollte er diese Tugenden, auf Einem Haupte vereint, diese Kraft, von Einem Willen in Bewegung gesetzt, nicht für heilsam für sein Land ansehen, wenn

nur sein Principe jenes Uebermaß vermeidet, gegen das er sich in jedem Kapitel des Buchs erklärt, wohl zu merken aber nicht allein gegen das Uebermaß des Bösen, sondern auch gegen das des Guten, von dem er in seinen Zeiten so manche üble Anwendung sah."

Spinoza ertheilt Machiavelli großes Lob. In seinem politischen Traktate (V. 7. Benedicti de Spinoza Opera ed. Paulus II. 331) äußert er sich folgendermaßen über den Fürsten: „Welcher Mittel ein Fürst, der allein den Eingebungen seiner Herrschsucht folgt, sich bedienen soll, um sein Herrscherthum fest zu gründen und zu erhalten, das zeigt ausführlich der so ausgezeichnet scharfsinnige Machiavelli; in welcher Absicht jedoch, ist nicht ganz klar. Hatte er aber eine gute, was man von einem weisen Manne glauben muß, so scheint es die gewesen zu sein, zu zeigen, wie unklug Manche thun, wenn sie einen Tyrannen aus dem Wege zu räumen suchen, da doch die Ursachen, warum ein Fürst Tyrann ist, nicht weggeräumt werden können, sondern nur noch um so mehr in Wirkung treten, als dem Fürsten stärkerer Grund sich zu fürchten gegeben wird: was dann erfolgt, wenn die Menge gegen den Fürsten sich aufmacht und des Königsmords gleichsam als eines vollbrachten guten Werks sich rühmt. Außerdem wollte er vielleicht darthun, wie sehr ein freies Volk sich hüten soll, sein Heil unbedingt einem Einzigen anzuvertrauen, der, ist er nicht von Eitelkeit verblendet, und glaubt er nicht Allen gefallen zu können, tagtäglich Nachstellungen fürchten muß, und so in den Fall kommt, mehr auf seiner Hut zu sein und eher der Menge nachzustellen, als für ihr Wohl bedacht zu sein. Dies von dem so außerordentlich klugen Mann

anzunehmen, bin ich veranlaßt, da es bekannt ist, daß er für die Freiheit war, zu deren Schutz er auch die heilsamsten Rathschläge ertheilt hat." In den einzelnen Sätzen und Lehren Spinoza's finden wir Aehnlichkeit mit denen Macchiavelli's. Ueber die Staaten- und Fürstenbündnisse läßt sich Spinoza z. B. folgendermaßen vernehmen: Ein solches Bündniß (zwischen Staat und Staat) dauert so lange, als der Grund, dasselbe zu schließen, nämlich Furcht vor Schaden oder Hoffnung des Gewinns, vorhanden ist; ist aber diese, wie jene, entschwunden, so löst sich auch von selbst das Band, wodurch Staaten einander verpflichtet waren, und jedem Staate steht daher das volle Recht zu, das Bündniß aufzuheben, wann er will, und kann nicht gesagt werden, daß er mit böser Absicht und Treulosigkeit handele, indem er sein gegebenes Wort bricht, sobald als der Grund der Furcht oder Hoffnung entfernt ist, da diese Bedingung für jeden der Kontrahenten gleich ist, nämlich, daß derjenige Staat, welcher zuerst der Furcht sich entäußert, sein eigener Herr wird und von seiner Selbstständigkeit nach eigenem Ermessen Gebrauch macht; außerdem auch, weil Niemand für die Zukunft verträgt, als unter der Bedingung der Fortdauer der vorausgegangenen Umstände; ändern sich aber diese, so ändert sich auch die ganze Stellung und das Verhältniß und deswegen behält sich jeder der kontrahirenden Staaten das Recht bevor, sich selbst zu berathen, weshalb auch ein Jeder, so viel an ihm ist, sich bestrebt, von Furcht frei und folglich sein eigener Herr zu sein und zu verhindern, daß der Andere nicht mächtiger werde. Beklagt sich daher ein Staat, daß er betrogen worden sei, so kann er wahrhaftig nicht Treu' und

Glauben des verbündeten Staates, sondern nur seine eigene Thorheit anklagen, weil er sein Heil einem andern, der sein eigener Herr und dem seiner Herrschermacht Heil höchstes Gesetz ist, anvertraute.

Der allgemeine politische Standpunkt Spinoza's, dessen wir hier erwähnen, weil er vielfache Aehnlichkeit mit dem Macchiavelli's hat, und weil des Letztern pragmatisirender Verstand vielleicht am beßten aus Spinoza begriffen wird, spricht sich etwa in folgender Stelle des erwähnten politischen Traktats am vollständigsten aus (II. 5): „Wäre es mit der menschlichen Natur so beschaffen, daß die Menschen allein nach Vorschrift der Vernunft lebten und nichts Anderes unternähmen; dann würde das Naturrecht, so fern es als dem Menschengeschlechte zugehörig betrachtet wird, allein durch die Macht der Vernunft bestimmt werden. Aber die Menschen werden mehr von blinder Begierde, als von der Vernunft geleitet, und es muß daher die natürliche Macht der Menschen oder das Recht nicht auf die Vernunft, sondern auf jeglichen Trieb, wodurch sie zum Handeln sich bestimmen lassen, und wodurch sie sich zu erhalten suchen, zurückgeführt werden. Ich gestehe, daß jene Begierden, welche nicht aus der Vernunft entspringen, nicht sowohl Handlungen, als vielmehr Leidenschaften sind. Aber da wir hier von der allgemeinen Macht der Natur oder von dem Rechte handeln, so können wir keinen Unterschied anerkennen zwischen den Begierden, welche aus der Vernunft, und jenen, welche aus andern Ursachen in uns erzeugt werden; in Betracht, daß sowohl diese, wie jene, Wirkungen der Natur sind, und eine natürliche Kraft entwickeln, mit welcher der Mensch sich in seinem Sein zu erhalten

strebt. Denn der Mensch ist, sei er weise oder unwissend, ein Theil der Natur, und alles Das, wodurch ein Jeder zum Handeln bestimmt wird, muß auf die Macht der Natur zurückgeführt werden, nämlich sofern letztere durch die Natur dieses oder jenes Menschen bestimmt werden kann. Der Mensch nämlich, mag er von der Vernunft oder von bloßer Begierde geleitet werden, thut Nichts als nach Gesetzen und Regeln der Natur, d. h. vermöge des Rechts der Natur.

* *
*

Wir schließen hiermit diese Einleitung in der Erwartung, daß der Tag gekommen sein werde, da ein rechtes Verständniß der Weltanschauung Macchiavelli's möglich ist. Das Verständniß dieser Weltanschauung kann den Völkern, wie den Fürsten nur zum Heile gereichen. Nur ein klares Bewußtsein über Das, was ist und wie es ist, kann uns dahin führen, einzusehen, was werden soll und wie es werden soll. So lange wir aber noch in dem Ist befangen sind, müssen die Waffen der Einsicht und der Thatkraft gleich sein. In dieser letzteren Beziehung können wir Deutsche lernen, müssen wir lernen. Macchiavelli's Fürst ist nicht nur ein Evangelium des Absolutismus, es ist auch ein Freiheitsbüchlein der Völker.

Berlin, Anfang Juli 1841.

Dr. Karl Riedel.

Inhalt.

Seite

Niccolo Macchiavelli an den erlauchten Lorenzo di Medici, Pietro's Sohn 3

1. Wie viele seien die Arten der Fürstenthümer und in welcher Weise sie gewonnen werden 7
2. Von den erblichen Fürstenthümern 8
3. Von gemischten Fürstenthümern 9
4. Warum des Darius Reich, von Alexander erobert, nicht sich empörte gegen die Nachfolger Alexanders nach dessen Tode 23
5. Welchergestalt zu regieren seien die Städte und Fürstenthümer, welche, ehe sie erobert wurden, unter ihrer eigenen Verfassung lebten 28
6. Von den neuen Fürstenthümern, welche durch eigene Waffen oder durch persönliche Thätigkeit gewonnen werden 30
7. Von neuen Fürstenthümern, welche mit fremder Gewalt oder durch Glück gewonnen werden 36
8. Von jenen, welche durch Verbrechen zum Fürstenthum gelangten 49
9. Vom Bürger-Fürstenthume 56
10. In welcher Weise die Stärke aller Fürstenthümer ermessen werden müsse 62

Seite
11. Von geistlichen Fürstenthümern 66
12. Wie viele seien die Arten der Wehrverfassung und von Miethsoldaten 70
13. Von Hülfstruppen, gemischten und eigenen . . . 78
14. Was dem Fürsten in Bezug auf die Wehrverfassung zustehe 84
15. Von den Dingen, vermöge deren die Menschen und vorzüglich die Fürsten gelobt oder getadelt werden . 89
16. Von der Freigebigkeit und dem Geize 91
17. Von der Grausamkeit und Milde, und ob es besser sei, geliebt als gefürchtet zu werden 95
18. Welchergestalt die Fürsten Treu' und Glauben halten sollen 100
19. Daß man Dem ausweichen müsse, verachtet oder verhaßt zu sein 105
20. Ob Festungen und viele andere Veranstaltungen, welche oftmals die Fürsten treffen, nützlich oder schädlich seien 122
21. Wie sich ein Fürst benehmen soll, um Achtung zu gewinnen 129
22. Von den Geheimschreibern der Fürsten 135
23. Wie geflohen werden müssen die Schmeichler . . 137
24. Warum die Fürsten Italiens ihre Staaten verloren 140
25. Wie viel in menschlichen Dingen das Glück vermöge, und in welcher Weise man ihm widerstehen könne 143
26. Aufruf, zu befreien Italien von den Barbaren . . 149

Der Fürst

von

Niccolo Machiavelli.

Niccolo Macchiavelli

an den

erlauchten Lorenzo di Medici, Pietro's Sohn.

Es pflegen sehr oft Diejenigen, welche Gnade zu erlangen wünschen bei einem Fürsten, sich ihm vorzustellen mit Dingen, die sie unter denen, die sie besitzen, am liebsten haben und woran, wie sie sehen, er selbst sich am meisten ergötzt; darum werden ihm vielmals überreicht Pferde, Waffen, Goldstoffe, Edelsteine und ähnlicher Schmuck, würdig der Größe Solcher. Indem ich nun mich bei Ew. Erlaucht einführen wollte durch ein Zeugniß meiner Unterwürfigkeit an Sie, fand ich unter meinem Besitzthume Nichts, das ich lieber hätte und höher hielte, als die Erkenntniß der Handlungen großer Menschen, erworben von mir durch eine lange Erfahrung in den neuern, durch eine unausgesetzte Lesung der alten Welthändel; was ich, mit großem Fleiße lange überdacht und erwogen und jetzt in einen kleinen Band

zusammengeschrieben, Ew. Erlaucht übersende. Ob ich wohl solches Werk für unwürdig erachte, Ew. Erlaucht überreicht zu werden, so vertraue ich doch sehr auf Ihre Menschenfreundlichkeit, daß Ihnen dasselbe angenehm sein möchte, in Erwägung, daß ich Ihnen kein größeres Geschenk machen kann, als ein Mittel an die Hand zu geben, in kürzester Zeit all' das zu lernen, was ich in sovielen Jahren, unter sovielen Leiden und Gefahren erkannt und gelernt habe: ein Werk, das ich nicht ausschmückte, das auch nicht voll ist von weitläuftigen Erörterungen oder schwülstigen und hochtrabenden Worten, oder sonstiger zierlicher Rede und äußerem Prunke, womit Viele ihre Schriften zu versehen und aufzuputzen pflegen; denn ich wollte, daß entweder Nichts mein Werk ehre, oder allein die Wahrheit der Sache, und die tiefe Bedeutung des Gegenstandes dasselbe empfehle. Ich möchte auch nicht, daß es als eine Anmaßung gelte, wenn ein Mann' von niedrigem und unterstem Stande es wagt, zu besprechen und zu bestimmen die Verfahrungsweisen der Fürsten; denn etwa wie Diejenigen, welche Landschaften zeichnen, eine niedrige Stellung suchen, um die Beschaffenheit der Berge und Höhen zu betrachten, um die der Niederungen, sich auf die Berge begeben: ähnlich muß man Fürst sein, um die eigenthümliche Beschaffenheit des Volks wohl kennen zu ler-

nen, um jene der Fürsten, ein Mann des Volks. Nehmen darum Ew. Erlaucht dieses kleine Geschenk mit jener Gesinnung hin, mit der ich es übersende; haben Sie dasselbe aufmerksam erwogen und gelesen, so werden Sie daraus meinen innigsten Wunsch erkennen, daß Sie zu jener Größe gelangen mögen, welche das Glück und Ihre andern Eigenschaften Ihnen verheißen. Und wenn Ew. Erlaucht vom Gipfel Ihrer Höhe jeweilen die Augen wenden wollten nach diesen Niederungen, so mögen Sie erkennen, wie unverdient ich ertrage eine lange und ununterbrochene Mißgunst des Glücks.

I.

Wie viele seien die Arten der Fürstenthümer und in welcher Weise sie gewonnen werden.

Alle Staaten, alle Herrschaften, welche Obergewalt über die Menschen hatten und haben, waren und sind entweder freie Gemeinwesen oder Fürstenthümer. Fürstenthümer sind entweder erbliche, darüber der Stamm ihres Herrschers schon lange Fürst war, oder sie sind neue. Die neuen sind entweder ganz neue, wie Mailand für Francesco Sforza, oder sie sind wie Glieder verbunden dem erblichen Staate des Fürsten, der sie gewinnt, wie das Königreich Neapel für den König von Spanien. Es waren so erworbenen Herrschaften entweder gewöhnt, unter einem Fürsten zu leben, oder im Genusse freier Verfassung; man gewinnt sie entweder durch fremde Waffen oder durch eigene, durch Glück oder persönliche Tüchtigkeit.

II.

Von den erblichen Fürstenthümern.

Ich begebe mich einer Untersuchung über die freien Gemeinwesen, da ich sie anderswo weitläuftig anstellte; werde mich ausschließlich der Betrachtung des Fürstenthums zuwenden und, die Einschlagfäden in den bereits angelegten Zeddel webend, sofort darthun, wie diese Fürstenthümer regiert und behauptet werden können. Ich bemerke nun, daß in erblichen und dem Stamme ihres Fürsten angewöhnten Staaten viel geringere Schwierigkeiten sind, sie zu behaupten, als in neuen. Man darf nur die von den eigenen Ahnherrn eingehaltene Ordnung nicht überschreiten und des Spiels der Wechselfälle warten. Entwickelt darum ein solcher Fürst nur gewöhnliche Umsicht und Thätigkeit: er wird immer in seinem Staate sich behaupten, wenn nicht eine außerordentliche und übergewaltige Macht ihn dessen beraubt; und sei er dessen beraubt, er gewinnt ihn wieder, hat der Eroberer nur irgend ein Unglück. Wir haben in Italien als Beispiel den Herzog von Ferrara, welcher den Anfällen der Venezianer im Jahre 1484 und jenen des Papstes Julius im Jahre 1510, aus keinen andern Gründen Stand hielt, als weil er in seiner Herrschaft

verjährt war. Hat nun ein geborner Fürst unbedeutendere Gründe und weniger unabweisbare Veranlassungen, anzustoßen, so ist anzunehmen, daß er mehr geliebt werde, und machen ihn ungewohnte Laster nicht verhaßt, so folgt, daß er in der Regel von den Seinigen wohl gelitten sei; denn bei Verjährung und Stätigkeit der Herrschaft sind die Erinnerungen und die Gründe der Neuerungen verschwunden; immer dagegen läßt Eine Staatsveränderung die Kragsteine stehen zum Aufbau einer andern.

III.

Von gemischten Fürstenthümern.

Aber im neuen Fürstenthume bestehen die Schwierigkeiten. Ist dasselbe nicht ganz neu, sondern gleichsam ein Glied, da man das Ganze zusammen als ein gemischtes Fürstenthum bezeichnen kann, so entspringen die Veränderungen desselben einmal aus einer natürlichen Schwierigkeit, die in allen neuen Fürstenthümern sich findet. Die Menschen wechseln nämlich gerne ihren Herrn, vermeinend, es würde besser mit ihnen werden, und diese Meinung läßt sie gegen den, der sie beherrscht, die Waffen ergreifen; worin sie sich täuschen, denn sie sehen hernach aus Erfahrung, daß es schlimmer mit

ihnen geworden. Dies erfolgt aus einer andern natürlichen und gewöhnlichen Nothwendigkeit, vermöge welcher man immer bei denen, deren neuer Fürst man wird, anstoßen muß, sowohl durch Kriegsleute, als andere unzählige Unbilden, welche die neue Eroberung nach sich zieht. Du wirst dann finden, daß du alle Diejenigen zu Feinden hast, bei welchen du während der Eroberung des Fürstenthums anstießest und du kannst dir Diejenigen nicht als Freunde erhalten, welche dir dazu verhalfen, da du sie nicht zufriedenstellen kannst auf eine Weise, wie sie sich eingebildet hatten; und starke Arzneien darfst du gegen sie nicht anwenden, da du ihnen verpflichtet bist. Immer aber bedarf auch der an Kriegsmacht Ueberlegenste der Gunst der Eingebornen, um in ein Land zu dringen. Darum gewann Ludwig XII., König von Frankreich, Mailand so schnell und verlor es so schnell; um es ihm das erstemal zu entreißen, reichten allein Ludwig Sforzas eigene Streitkräfte aus, denn jenem selben Volke, das ihm die Thore geöffnet hatte, ward, als es sich in seiner Meinung und über das kommende Glück, das es sich eingebildet hatte, getäuscht fand, der Eckel gegen den neuen Fürsten unerträglich. Wohl aber gewinnt man empörte Länder zum zweitenmale wieder; dann gehen solche schwerer verloren, denn der Herr nimmt von dem Aufruhr Veranlassung, weniger

rücksichtsvoll zu sein in Befestigung seiner eigenen Sicherheit, durch Bestrafung der Verbrecher, durch erlangte Gewißheit über Verdächtige und Aufmerksamkeit auf seine schwächern Seiten. Für Frankreich Mailand verloren gehen zu lassen, reichte das erstemal ein Herzog Ludwig hin, der an der Gränze rumorte; daß Frankreich Mailand das zweitemal verlor, mußte es die ganze Welt gegen sich haben, mußten seine Heere aufgerieben und aus Italien gejagt sein; die Gründe sind die obengenannten. Nichts desto weniger wurde Frankreich Mailand das erste- und zweitemal entrissen. Die allgemeinen Gründe, warum dies das erstemal geschah, sind beleuchtet; näher zu betrachten sind noch die Gründe, warum jenes zum zweitenmale geschah, und die Mittel anzugeben, die in seiner Hand waren, und die dem zu Gebote stehen, der in gleichem Falle sich befindet, um sich besser im eroberten Lande zu behaupten, was aber der König von Frankreich nicht that. Ich nehme nun an, daß jene Staaten, welche nach ihrer Eroberung dem schon bestehenden Staate des Eroberers verbunden werden, entweder im nämlichen Lande und von der nämlichen Zunge sind, oder nicht. Sind sie es, so behauptet man sie mit großer Leichtigkeit, vorzüglich, wenn sie nicht im Genusse der Freiheit lebten; und um ihrer ganz sicher zu sein, reicht hin, den Stamm

des Fürsten, der sie beherrschte, vertilgt zu haben; denn werden nur in andern Stücken die alten Verhältnisse aufrecht erhalten, und tritt kein Unterschied der Sitten und Gebräuche hervor, so leben die Menschen ruhig fort, wie wir es in Burgund, in der Bretagne, in der Gascogne und der Normandie gesehen haben, welche nun seit so langer Zeit Frankreich einverleibt sind; herrschte auch dort einige Verschiedenheit der Sprache, so sind doch Sitten und Gebräuche sich ähnlich, und vertragen sich leicht mit einander. Der Eroberer solcher Provinzen, der sie auch behaupten will, muß nun zweierlei im Auge haben; einmal: die Familie ihres frühern Fürsten zu vertilgen, dann: weder ihre Gesetze noch ihre Steuern zu ändern, um so in kürzester Frist mit dem früheren Fürstenthume ganz und gar Ein Körper zu werden. Werden aber Staaten in einem Lande erobert, das andere Sprache, andere Sitten, Gebräuche und Einrichtungen hat, da zeigen sich Schwierigkeiten, und da thut bei großem Glück auch große Umsicht und Thätigkeit noth, sie zu behaupten, und eines der hauptsächlichsten und wirksamsten Mittel wäre, wenn Derjenige, der es erobert hat, auch dort seinen Aufenthalt nimmt. Dies würde jenen Besitz gesicherter und dauerhafter machen, wie der Türke in Bezug auf Griechenland ver- r, der, hätte er auch alle sonstigen Regeln, diesen

Staat zu behaupten, eingehalten, und hätte er dort nicht bleibenden Aufenthalt genommen, unmöglich ihn behauptet hätte. Ist man an Ort und Stelle, so sieht man Unordnungen entstehen, leicht wird schnelle Abhilfe möglich. Ist man nicht an Ort und Stelle, so vernimmt man erst von ihnen, wenn sie groß sind, und dann ist keine Abhilfe mehr möglich. Ueberdem wird auch das Land von deinen Beamten nicht geplündert; die Unterthanen finden Befriedigung in der Berufung an den Fürst in ihrer Nähe; darum haben sie auch mehr Grund, ihn zu lieben, im Falle sie gut gegen ihn gesinnt sind, sind sie es nicht, ihn zu fürchten; wer von der Fremde aus solchen Staat angreifen wollte, der hütet sich eher davor; solange der Herrscher dort wohnt, kann er ihn nur mit größter Schwierigkeit verlieren. Das andere bessere Mittel ist, Colonien an einen oder zwei Plätze zu entsenden, welche gleichsam die Schlüssel jenes Staates sind. Man muß entweder dies thun oder eine große Menge berittener und unberittener Kriegsleute dort unterhalten. Colonien kosten dem Fürsten nicht viel; ohne allen oder mit nur geringem eigenen Aufwande entsendet er sie, und unterhält er sie; er stößt allein bei Denen an, welchen er Felder und Wohnungen nahm, um sie den neuen Ansiedlern zu geben, welche ein kleinster Theil eines solchen Staates sind, und Jene, bei welchen er

anstieß, und welche zerstreut und verarmt im Lande bleiben, können ihm nicht mehr schaden. Die Andern alle aber blieben einerseits unverletzt und beruhigen sich darum leicht; andererseits fürchten sie sich, Fehltritte zu thun, in der Voraussetzung, es möchte ihnen ergehen, wie Jenen, welche bereits ausgeplündert wurden. Kurz, diese Colonien, welche nichts kosten, sind verlässiger, stoßen weniger an, und Die, bei denen man anstieß, können, wie bemerkt, da sie verarmt und zerstreut sind, nicht schaden. Man muß gar wohl beachten, daß man den Leuten entweder schön thun oder den Garaus machen muß. Wegen geringer Beleidigungen rächen sie sich, wegen schwerer können sie sich nicht rächen; daher muß die Beleidigung, die man einem Menschen zufügt, so beschaffen sein, daß sie die Rache nicht fürchtet. Unterhält man statt Colonien Soldaten, so ist der Kostenaufwand viel bedeutender, die Wache verzehrt alle Einkünfte des Staats, der neue Besitz wird Verlust, und man stößt dabei viel mehr an, denn man schadet dem ganzen Staate, wenn man die Standquartiere des Heeres wechselt. Diese Unbilde fühlt ein Jeder und wird darum ein Feind, und das giebt Feinde, welche schaden können, wenn sie auch geschlagen und daheim in ihrer Wohnung sind. Nach allen Seiten hin erzeigt sich also diese Wache nicht als nützlich, was dagegen bei den Colonien

der Fall ist. Man kann auch in einer Provinz, welche dem eigenen Staate an Sprache, Sitten und Gebräuchen ungleich ist, zum Haupte und Vertheidiger benachbarter mindermächtiger Potentaten sich aufwerfen und sich bemühen, die Mächtigern in der Provinz dadurch zu schwächen und Acht haben, daß nicht etwa durch einen Zufall ein Fremder dort eindringe, nicht weniger mächtig, als man selbst. Es wird sich immer treffen, daß er von den entweder aus Ehrgeiz oder aus Furcht Unzufriedenen im Innern des Landes dahin sich zu begeben vermocht wurde. Wie man sieht, daß schon die Aetolier die Römer nach Griechenland riefen, und in jegliches andere Land, worin sie drangen, waren sie von den Eingebornen selbst gerufen. Es ist der Lauf der Dinge, daß, sobald ein auswärtiger Potentat in ein Land dringt, alle Jene, welche dort minder mächtig sind, ihm anhängen, aus Eifersucht gegen Den, der mächtiger war, als sie. Diese Mindermächtigen zu gewinnen, hat er ganz und gar keine Mühe, weil sie allesammt freudig Eine Masse mit dem Staate bilden, den er erobert hat. Er hat nur darauf zu denken, daß die Mindermächtigen nicht zuviel Gewalt und Einfluß gewinnen und kann leicht mit seiner Macht und im Einverständnisse mit ihnen, die Mächtigen demüthigen, um für immer das Land nur seiner Willkühr zu unterwerfen. Wer diese Seite nicht

geschickt leitet, der wird bald verlieren, was er erworben, und, statt gefürchtet zu sein, mit unendlichen Schwierigkeiten und Widerlichkeiten zu kämpfen haben. Die Römer hatten in den Provinzen, die sie eroberten, diese Seite wohl im Auge, sie schickten Colonien aus, hielten es mit den Mindermächtigen, ohne ihre Macht zu vergrößern, schwächten die Mächtigen und ließen im Innern des Landes mächtige Fremde zu keinem Einfluß gelangen. Die Provinz Griechenland soll hier als alleiniges Beispiel gelten. Die Römer hielten es mit den Achäern und Aetoliern, geschwächt wurde das macedonische Reich, daraus vertrieben Antiochus, und doch brachten die guten Dienste der Achäer und Aetolier es nicht dahin, daß die Römer ihnen zugestanden, ihre Macht und ihr Gebiet zu vergrößern. Auch verführten sie nicht die Ueberredungskünste Philipp's, ihm Freunde zu sein, bevor sie ihn gedemüthigt; noch konnte sie Antiochus Macht zu der Einwilligung bestimmen, daß er in jenem Lande eine Herrschergewalt besäße. Die Römer thaten in solchen Fällen, was alle klugen Fürsten thun müssen, welche nicht allein auf gegenwärtiges Aergerniß, sondern auch auf künftiges denken und diesem mit aller Umsicht und Thätigkeit entgegentreten sollen. Was man schon von Weitem voraussieht, das kann man leicht heilen, wenn man aber zuwartet, bis es sich nähert, so kommt

das Gegenmittel zu spät, denn die Krankheit ist unheilbar geworden; und es trifft das ein, was die Aerzte in der Ethik behaupten, daß eine Krankheit im Anfang leicht zu heilen und schwer zu erkennen, aber in ihrem Verlaufe, wurde sie im Anfang nicht erkannt und geheilt, leicht zu erkennen und schwer zu heilen sei. So trifft es auch in Staatsangelegenheiten zu, daß Uebel in ihrem Entstehen, von ferne erkannt, schnell geheilt werden, aber ließ man sie unerkannt fortwachsen bis zu einem Grade, wo Jeglicher sie erkennt, dann hilft dagegen kein Mittel mehr. Da nun aber die Römer von ferne schon Unfälle voraussahen, so halfen sie ihnen ab, und kamen ihnen zuvor, selbst auf die Gefahr hin, einen Krieg augenblicklich führen zu müssen. Sie sahen ein, daß der Krieg unvermeidlich sei und nur zum Vortheile des Andern verschoben werde. Darum wollten sie mit Philipp und Antiochus den Krieg in Griechenland führen, um ihn nicht in Italien führen zu müssen. Damals konnten sie für die nächste Zukunft dem einen und dem andern Kriege ausweichen, aber sie wollten das nicht, und es hatte nicht ihren Beifall jenes Sprichwort, das mancher kluge Mann unserer Tage im Munde führt: kommt Zeit, kommt Rath. Aber Jenes zeugt eben für ihren Muth, für ihren Verstand, denn die Zeit treibt Jegliches vor sich her und kann Gutes wie Böses,

Böses wie Gutes bringen. Kehren wir den Blick wieder auf Frankreich und prüfen wir, ob es von allen den Fällen, die ich auseinander gesetzt habe, nur Einen benützte. Ich spreche von Ludwig und nicht von Karl, als von demjenigen, dessen Benehmen, weil er lange Zeit einen Theil Italiens inne hatte, besser erkannt werden konnte; und man wird sehen, daß er immer das Gegentheil von Dem that, was er hätte thun sollen, um ein Land zu behaupten, das dem seinigen an Sitten und Gebräuchen unähnlich war. Der König Ludwig wurde vom Ehrgeiz der Venezianer, welche durch seine Ankunft die halbe Lombardei gewinnen wollten, nach Italien gerufen. Ich will diesen Zug nach Italien oder die Partei, welche der König hierbei ergriff, nicht tadeln, denn wollte er einmal einen Fuß nach Italien setzen, und hatte er in diesem Lande keine Freunde, waren ihm vielmehr wegen des Benehmens des Königs Karl die Thore Italiens verriegelt, so sah er sich gezwungen, jene Freundschaften sich gefallen zu lassen, die sich ihm antrugen, und sein wohlausgedachter Plan wäre gelungen, hätte er nur in andern Stücken keinen Fehler begangen. Gewann der König die Lombardei, so gewann er auch schnell jene Achtung wieder, welche Karl verloren hatte. Genua gab nach, die Florentiner befreundeten sich ihm. Der Markgraf von Mantua, der

Herzog von Ferrara, Bentivoglio, die Herrin von Furli, die Fürsten von Faenza, von Pesaro, vom Riminer, Cameriner und Piombiner Gebiete, die Luccaner, Pisaner, Sienesen, Alle kamen ihm entgegen, seine Freunde zu werden. Und jetzt konnten die Venezianer das gewagte Spiel ihrer Parteinahme ansehen, da sie, um zwei Landstriche in der Lombardei zu gewinnen, den König zum Herrn von zwei Drittheilen Italiens machten. Bedenke nun Einer, mit welch' geringer Schwierigkeit der König, hätte er die oben angeführten Regeln befolgt, hätte er Sicherheit und Hülfe allen seinen Freunden gewährt, die sehr zahlreich, aber schwach und furchtsam, und, der Kirche und den Venezianern gegenüber, stets genöthigt waren, mit ihm es zu halten, seinen Einfluß in Italien behaupten und wie leicht er sich mittelst Jener gegen die noch mächtig Gebliebenen sicher stellen konnte. Aber er war kaum in Italien, so that er das Gegentheil, indem er dem Papst Alexander Hülfe sandte, um die Romagna zu erobern. Und er begnügte sich nicht bei diesem Entschlusse, der ihn selbst so sehr schwächte, indem er ihm die Freunde und die sich ihm in die Arme geworfen, entführte, der aber die Kirche vergrößerte, indem er zu geistlicher Macht (wodurch sie schon zu viel vermag) eine so bedeutende weltliche fügte. War ein erster Fehler begangen, so sah

sich der König gezwungen, dessen Folgen auf sich zu nehmen, welches so weit ging, daß er, um dem Ehrgeize Alexanders ein Ziel zu setzen und ihn zu verhindern, Toscana's sich zu bemächtigen, nothwendig nach Italien kommen mußte. Nicht zufrieden, die Kirche vergrößert und die Freunde sich entführt zu haben, theilte er, um das Königreich Neapel zu besitzen, dasselbe zwischen sich und dem König von Spanien. War er zuerst Schiedsrichter Italien's, so rief er jetzt einen Genossen herbei, auf daß die Ehrgeizigen und mit ihm Unzufriedenen in jenem Lande eine Zufluchtsstätte fänden; und brauchte er nur einen ihm zinsbaren König in Neapel zu lassen, so entfernte er ihn daraus, um einen andern einzusetzen, der einst ihn vertreiben konnte. Eroberungslust ist ganz natürlich und gewöhnlich und immer, wenn die Menschen vollführen, was sie vermögen, so sind sie darüber des Lobes gewiß, zum wenigsten nicht des Tadels; aber wenn die Kraft fehlt und doch aller Wegen Lust und Beginnen sich zeigt, da kommt der Tadel, da ist wirklicher Fehltritt. Konnte Frankreich mit seiner Macht Neapel angreifen, so mußte es dies thun; hatte es nicht die Macht dazu, so durfte es am allerwenigsten dasselbe theilen. Wenn die Theilung der Lombardei, die Frankreich zwischen sich und den Venezianern vornahm, Entschuldigung verdiente, weil es hiermit den

Fuß nach Italien setzte, so verdiente aber die Theilung Neapels mit dem Könige von Spanien Tadel, weil hierbei Frankreich nicht in gleicher Nothwendigkeit sich befand. Es hatte also Ludwig folgende fünf Fehler begangen: die kleineren Potentaten vernichtet, vergrößert in Italien die Macht eines einzigen Potentaten, dahin einen sehr mächtigen Fremden gerufen, dort nicht seinen Aufenthalt genommen, keine Kolonien dahin entsendet. Bei Lebzeiten konnte er diese Fehlgriffe nicht einmal entgelten müssen, hätte er nicht den sechsten begangen, Venedig's Macht zu brechen; denn, hätte er die Kirche nicht mächtiger gemacht, Spanien nicht nach Italien gerufen, so war es wohl folgerichtig und nothwendig, dieselbe zu schwächen; aber nachdem er vorgenannte Partei ergriffen, durfte er nie in der Venezianer Untergang willigen. Denn, waren sie mächtig, so hielten sie immer einen Einfall der Andern in die Lombardei ab, sowohl weil sie nie in Letzteres gewilligt hätten, ohne selbst Herren der Lombardei zu werden, als auch weil die Andern sie Frankreich nie konnten entreißen wollen, um sie den Venezianern zu geben, und die Andern hatten, Frankreich und Venedig, so lange beide verbunden waren, anzugreifen nicht den Muth. Wendet man mir ein, der König Ludwig überließ Alexander die Romagna, Spanien das Königreich Neapel, um einem

Kriege auszuweichen, so antworte ich mit den oben auseinandergesetzten Gründen. Man darf nie etwas richtiger Berechnung Zuwiderlaufendes geschehen lassen, um einem Kriege auszuweichen, denn der Krieg weicht nie aus, er wird nur zu deinem Schaden verschoben. Sollten Einige sich auf das Versprechen berufen, welches der König dem Papste gegeben, zu dessen Gunsten nach Italien zu ziehen, aus Dankbarkeit für den päpstlichen Entscheid in Bezug auf seine Heirath und für Rohan's Cardinalshut, so antworte ich darauf mit einer weiter unten vorkommenden Untersuchung über Treu' und Glauben der Fürsten und wiefern sie Wort halten müssen. Es verlor also der König Ludwig die Lombardei, weil er keine jener Regeln einhielt, die von Andern, welche Länder eroberten und dieselben zu besitzen wünschten, eingehalten wurden. Darüber kann man sich auch gar nicht verwundern, sondern es ist ganz folgerichtig und kommt gewöhnlich vor. In Nantes besprach ich diesen Gegenstand mit Rohan, als der Herzog von Valentinois, (denn so wurde gewöhnlich Cäsar Borgia, des Papstes Alexander Sohn genannt) die Romagna eroberte. Es bemerkte mir nämlich der Cardinal Rohan, die Italiener verstünden sich nicht auf den Krieg; ich antwortete: die Franzosen nicht auf die Staatskunst, denn hätten sie sich darauf verstanden, so konnten sie die Kirche nicht zu so

hoher Macht gelangen lassen. Und die Erfahrung that dar, daß sowohl dieselbe als Spanien ihre Macht in Italien Frankreich verdankten, und daß an dessen Untergang Beide schuld seien. Daraus leitet sich eine allgemeine Regel ab, welche niemals oder nur selten trügt: daß Der, welcher die Veranlassung ist, daß ein Anderer mächtig wird, untergeht; denn des Ersten Macht ist geschaffen, entweder durch dessen Klugheit oder Gewalt, und der eine wie der andere dieser zwei Vorzüge ist dem, der zu neuer Macht gelangte, verdächtig.

IV.

Warum des Darius Reich, von Alexander erobert, nicht sich empörte gegen die Nachfolger Alexanders nach dessen Tode?

Wenn Einer die Schwierigkeiten erwägt, welche sich zeigen bei Behauptung eines neu gewonnenen Staates, da könnte er sich wundern, wie es kam, daß, da Alexander der Große Herr Asien's in wenigen Jahren ward und, nachdem er es kaum erobert hatte, starb — weßhalb es folgerichtig erscheint, daß jenes ganze Reich sich empörte —, nichtsdestoweniger seine Nachfolger für sich dasselbige behaupteten und dabei keine andere Schwierigkeit hatten, als jene, welche in ihrer eigenen Mitte

um ihres Ehrgeizes willen sich hervorthat. Ich antworte: Fürstenthümer, von denen wir wissen, werden auf zweierlei Weise regiert: entweder durch einen Fürsten und alle die Andern sind Diener, welche ihn als Räthe kraft seiner Gnade und Einwilligung bei der Regierung des Reichs unterstützen; oder durch einen Fürsten und Reichsstände, welche nicht durch die Gnade des Herrschers, sondern durch das Alter ihrer Familie diesen Rang behaupten. Solche Reichsstände besitzen auch Herrschaften und eigene Unterthanen, welche sie als Herren anerkennen, und ihnen in der Regel ergeben sind. In den Staaten, welche durch einen Fürsten und durch Diener regiert werden, herrscht der Fürst mit unumschränkterer Gewalt, denn im ganzen Lande ist Keiner, den er über sich erkennte, und wenn man einem Andern gehorcht, so gehorcht man seinem Diener und Beamten und es geschieht dieß nicht mit besonderer Liebe. Die Beispiele dieser zwei Regierungsformen sind in unseren Zeiten der Türke und der König von Frankreich. Die ganze Monarchie des Türken ist von einem Herrscher regiert, die Andern sind seine Diener. Er theilt sein Reich in Sandschaks und entsendet dahin verschiedene Verwaltungsbeamte, die er nach Gutdünken versetzt und wechselt. Aber der König von Frankreich steht mitten in einer Menge altadliger Herren, die von ihren Unterthanen

anerkannt und von ihnen geliebt sind, die ihre Vorrechte haben, und der König kann sie ihnen ohne eigene Gefahr nicht nehmen. Wenn man nun das Eigenthümliche der einen und der andern Staatsform bedenkt, so wird man Schwierigkeiten finden in Eroberung des Türkenreichs, aber, ist es unterlegen, so wird es gar leicht sein, es zu behaupten. Folgendes sind die Gründe der Schwierigkeiten bei möglicher Eroberung des Türkenreichs: der Eroberer kann nicht von den Großen des Reiches herbeigerufen sein, er kann nicht hoffen, vermittelst einer Empörung Jener, welche er im Innern für sich hat, seine Unternehmung fördern zu können, welches aus den oben angegebenen Verhältnissen folgt; denn, da dem Herrscher alle sklavisch unterthan und verbunden sind, so können sie nur mit größerer Schwierigkeit bestochen werden, und würden sie auch bestochen, man kann sich davon wenig Nutzen versprechen, da sie die Volksmasse nicht mit sich fortreißen können, aus angeführten Gründen. Wer daher das Türkenreich angreift, der muß nothwendig sich darauf gefaßt machen, dasselbe als ein in sich einiges Ganze zu finden und er darf mehr auf eigene Kraft als auf Empörungen vertrauen, die Andere zu seinen Gunsten veranlassen würden. Ist das Reich einmal unterlegen und seine Kraft in offener Feldschlacht gebrochen auf eine Weise, daß Kriegs-

heere nicht mehr in Stand gesetzt werden können, so hat man um nichts Anders zu sorgen, als um den Stamm des Fürsten, nach dessen Austilgung nichts mehr übrig bleibt, von dem man sich Arges zu versehen hätte, da die andern Großen des Reichs bei der Volksmasse in keinem Ansehen stehen. Und wie der Sieger vor dem Siege nicht auf sie hoffen konnte, so hat er nach ihm sie nicht zu fürchten. Das Gegentheil begibt sich in Staaten, welche wie der französische regiert werden; man kann da mit Leichtigkeit eindringen, indem man einen Reichsstand gewinnt; immer gibt es Unzufriedene und Neuerungssüchtige. Solche können dir aus angeführten Gründen den Weg zu jenem Staate öffnen und den Sieg erleichtern, welcher aber darnach, wenn du dich behaupten willst, unendliche Schwierigkeiten im Gefolge hat, sowohl denen, die dich unterstützten, als jenen gegenüber, welche du unterdrückt hast. Es hilft dir noch nichts, den Stamm des Fürsten zu vertilgen, da jene Herren übrig bleiben, welche sich an die Spitze neuer Empörungen stellen, und, da du sie weder befriedigen, noch vertilgen kannst, so verlierst du jenen Staat, so oft sich nur Gelegenheit bietet. Betrachtet man nun die Regierungsform im Reiche des Darius, so wird man sie der des Türkenreiches ähnlich finden und daher mußte Alexander ihn zuerst ganz werfen und auf der

Wahlstatt besiegen. Da nach dem Siege Darius starb, verblieb Alexandern jenes Reich in Sicherheit aus angeführten Gründen. Waren seine Nachfolger fortwährend einig, so konnten sie ruhig das Gewonnene genießen, und es entstanden ihnen in jenem Reiche keine andern Empörungen, als solche, welche ihre eigenen Leute verursachten. Aber Staaten mit Einrichtungen, wie in Frankreich, mit solcher Sicherheit zu besitzen, ist unmöglich. Daher kamen auch die häufigen Unruhen in Spanien, Frankreich und Griechenland unter den Römern, weil so viele Fürstenthümer in jenen Staaten waren, deren Besitz den Römern, so lange wir gedenken, streitig gemacht wurde. Waren aber jene Fürstenthümer untergegangen bei der wachsenden Macht und Dauer des Kaiserreichs, so wurden die Römer ungestörte Besitzer derselben. Und es konnte darnach auch jeder der kleinen Fürsten, die nun unter sich uneinig wurden, eine Partei in jenen Provinzen gewinnen, nach dem Ansehen, das er darin besaß; diese Provinzen erkannten auch, nachdem einmal der Stamm des alten Herrn vertilgt war, keine andern Herren mehr an, als die Römer. Erwägt man nun diese Umstände, so wird man sich nicht mehr wundern über die Leichtigkeit, womit Alexander das asiatische Reich behauptete, und über die Schwierigkeiten, mit welchen Andere ihre Eroberungen behaupteten, wie Pyr-

rhus und viele Andere, was nicht eine Folge der geringern oder größern persönlichen Verdienste des Siegers, sondern der Verschiedenartigkeit der Lage und Verhältnisse war.

V.

Welchergestalt zu regieren seien die Städte und Fürstenthümer, welche, ehe sie erobert wurden, unter ihrer eigenen Verfassung lebten?

Wenn eroberte Staaten, wie bemerkt, gewöhnt sind, nach eigenen Gesetzen und in Freiheit zu leben, da gibt es, sie zu behaupten, drei Arten: die erste Art ist, sie zu ruiniren, die andere, seinen persönlichen Aufenthalt dort zu nehmen, die dritte, sie unter ihren eigenen Gesetzen fortleben zu lassen, eine Steuer ihnen aufzulegen und innerhalb des Staates einen aus Wenigen bestehenden Verwaltungsrath zu schaffen, welcher dir ihn befreundet erhalten soll. Weil dieser Verwaltungsrath, von dem erobernden Fürsten geschaffen, sich bewußt ist, nicht ohne dessen Gunst und Macht bestehen zu können, so muß er Alles aufbieten, ihn zu unterstützen, auf daß er sich behaupte, und es ist viel leichter, eine Stadt, welche im Genusse der Freiheit lebte, mittelst der Hälfte ihrer Bürger, als auf jede andere Weise, zu behaupten, wenn man zumal dies für die Dauer zu

thun entschlossen ist. Als Beispiele können gelten die Spartaner und die Römer. Die Spartaner behaupteten Athen und Theben, schufen dort einen, ihnen wohlgesinnten, aus Wenigen bestehenden Verwaltungsrath, verloren aber nichtsdestoweniger beide Städte wieder. Die Römer zerstörten, um sich daselbst zu behaupten, Capua, Carthago und Numantia und verloren sie nicht. Sie wollten Griechenland behaupten, wie es die Spartaner behaupteten, indem sie es frei machten und ihm seine Gesetze ließen. Sie waren aber nicht glücklich hierbei, denn sie sahen sich bald genöthigt, wollten sie das Land behaupten, viele Städte desselben zu zerstören. Es gibt daher in Wahrheit kein sichereres Mittel, ein Land zu behaupten, als solche Zerstörung, und wer Herr einer Stadt wird, die frei zu leben gewöhnt war, und sie nicht vernichtet, der sehe zu, daß er von ihr nicht vernichtet werde, denn es haben stets in der Empörung ihre Zufluchtsstätte der Name: Freiheit, und die alten Ordnungen, welche weder über die Länge der Zeit, noch über empfangene Wohlthaten vergessen werden. Und was man auch thue und sorge, wenn die Einwohner sich nicht veruneinigen und zerstreuen, es vergessen sich weder jener alte Name, noch die alten Ordnungen, sondern schnell kommt man bei jeder Gelegenheit wieder darauf zurück, wie es Pisa that nach so vielen Jahren, da es

in Unterwürfigkeit gehalten ward von den Florentinern. Aber wenn die Städte oder Provinzen gewöhnt sind, unter einem Fürsten zu leben und dessen Stamm vertilgt ist, dann werden sie, da sie einerseits an Gehorsam gewöhnt sind, andererseits ihren frühern Fürsten verloren haben, nie dazu kommen, einen neuen Fürsten aus ihrer Mitte zu wählen; unter freier Verfassung zu leben, verstehen sie nicht. Sie greifen daher um so später zu den Waffen und ein Fürst kann sie um so leichter gewinnen und ihrer sich versichern. In freien Gemeinwesen dagegen herrscht größerer Haß, tieferes Rachegefühl, und dies läßt und kann nicht ruhen lassen das Angedenken an einstige Freiheit; daher ist der sicherste Weg, sie zu vernichten oder dort zu wohnen.

VI.

Von den neuen Fürstenthümern, welche durch eigene Waffen oder durch persönliche Tüchtigkeit gewonnen werden.

Wundere man sich nicht, wenn ich in meiner Betrachtung über Fürstenthümer, die sowohl ganz neu in Bezug auf die Person des Fürsten als seinen Staat sind, großartigste Beispiele aufstellen werde. Denn da einmal die Menschen fast immer auf den von andern be-

tretenen Wegen gehen, und ihre Handlungen meistens Nachahmungen sind, da man jedennoch aber die Wege eines Andern nicht ganz einhalten, noch die Vortrefflichkeit derer, die man nachahmt, erreichen kann, so muß ein Verständiger stets die Wege betreten, die große Menschen einschlugen und die Trefflichsten nachahmen, auf daß, wenn auch seine Kraft nicht dahin reicht, diese sich doch einigermaßen in den Geruch davon setze. Man muß es machen, wie verständige Bogenschützen, welche, wenn ihnen der Ort, wohin sie treffen wollen, zu entfernt dünkt, und sie wissen wie weit die Kraft ihres Bogens trägt, das Ziel sich viel höher stecken, als der bestimmte Ort, nicht, daß der Pfeil so hoch gehen soll, sondern damit er auf solche Art treffen möge. Ich bemerke nun, daß in ganz neuen Fürstenthümern, welche ein neuer Fürst inne hat, mehr oder weniger Schwierigkeiten sich zeigen, dieselben zu behaupten, je nachdem Der, welcher sie gewonnen hat, mehr oder weniger tüchtig ist. Und da dieser Erfolg, vom Privatmanne aus Fürst zu werden, entweder persönliche Tüchtigkeit oder Glück voraussetzt, so mag die eine oder das andere theilweise viele Schwierigkeiten mildern, nichtsdestoweniger wird aber Der, welcher von dem Glücke leer ausging, sich eher behaupten. Auch das erleichtert, wenn der Fürst, da er nicht andere Staaten hat, per-

sönlichen Aufenthalt in seinem neuen Staate zu nehmen gezwungen ist. Aber um auch auf jene zu kommen, welche durch eigene Tüchtigkeit und nicht durch Glück Fürsten geworden sind, so behaupte ich, daß die Vortrefflichsten darunter Moses, Cyrus, Romulus, Theseus und Aehnliche waren. Da man über Moses keine vernunftmäßige Untersuchung anstellen darf, indem er ein bloser Vollzieher von Gottes Befehlen war, so verdient er allerdings nur um jener Gnade willen bewundert zu werden, die ihn würdig machte, mit Gott zu sprechen. Betrachtet man aber Cyrus und die Andern, welche Reiche entweder eroberten oder gründeten, so müssen sie ganz bewunderungswürdig erfunden werden. Betrachtet man ihre Handlungen und einzelnen Einrichtungen, so scheinen diese von denen des Moses gar nicht verschieden, obgleich Letzterer einen so großen Lehrmeister hatte. Prüft man ihre Thaten und ihr Leben, so sieht man, daß sie nichts Anderes dem Glücke dankten, als die Gelegenheit, die ihnen den Stoff zuführte, worein sie die aus ihrem Geiste hervorgegangene Form bildeten; ohne diese Gelegenheit aber wäre die Kraft ihres Geistes verloren gegangen, ohne jene Kraft die Gelegenheit umsonst gekommen. Moses mußte also das Volk Israels in Aegypten als Sklaven finden, unterdrückt von den Aegyptern, auf daß es, um der Sklaverei zu entrinnen,

sich entschloß, ihm zu folgen. Romulus mußte aus Alba entführt und als Säugling ausgesetzt sein, um König von Rom und Gründer jenes Vaterlandes zu werden. Cyrus mußte die Perser, unzufrieden mit der Herrschaft der Meder, und die Meder durch langen Frieden verweichlicht und weibisch vorfinden. Theseus konnte nicht seine Tüchtigkeit zeigen, wenn die Athenäer nicht zerstreut waren. Solche Gelegenheiten schufen so glückliche Menschen und ihre ausnehmende Tüchtigkeit ließ sie jene Gelegenheiten erkennen, dadurch ihr Vaterland geadelt und im höchsten Grade glücklich ward. Jene, welche auf dem Wege eigner Tüchtigkeit, ähnlich den genannten Fürsten werden, gewinnen das Fürstenthum mit Schwierigkeit, aber behaupten es mit Leichtigkeit. Die Schwierigkeiten, die vorhanden sind, das Fürstenthum zu gewinnen, stammen theils aus den neuen Ordnungen und Einrichtungen, die sie, um ihren Staat oder ihre Sicherheit zu gründen, einzuführen genöthigt sind. Man muß bedenken, wie es nichts Schwierigeres im Beginne, nichts Zweifelhafteres im Erfolge, nichts Gefährlicheres im Verlaufe giebt, als sich an die Spitze der Gründung einer neuen staatlichen Ordnung zu stellen. Denn der Gründer hat zu Feinden alle Die, welche sich bei der alten Ordnung wohl befinden, zu lauen Vertheidigern alle Die, welche bei der neuen Ordnung

erst möglicher Weise sich wohl befinden werden. Diese Lauheit kommt theils aus Furcht vor den Gegnern, welchen die frühere Verfassung zum Vortheil gereicht, theils aus dem Mißtrauen der Menschen überhaupt, welche in Wahrheit an nichts Neues glauben, wenn sie es nicht leibhaftig vor Augen sehen. Daher kommt es, daß, so oft den Gegnern sich nur Gelegenheit zum Angriff bietet, sie dieselbe theilweise benützen, jene Andern aber nur lau diesen Angriff abschlagen, so daß man an ihrer Seite immer Gefahr läuft. Man muß jedoch, will man diesen Gegenstand genau erörtern, prüfen, ob diese Neuerer auf sich selbst gestellt sind, oder von Andern abhängen; nämlich, ob sie, um ihr Werk hinauszuführen, bitten müssen, oder Gewalt anwenden können. Im ersten Falle sind sie immer schlimm daran und werden nichts vollbringen; hängen sie aber nur von sich ab und können sie Gewalt gebrauchen, dann laufen sie nur selten Gefahr. Daher kommt es, daß alle bewaffnete Propheten siegten, unbewaffnete erlagen. Zudem ist auch das Volk bald so, bald anders, und es ist leicht, es zu etwas zu überreden, aber schwer, es dabei zu erhalten, und man muß sich daher eine Stellung zu geben wissen, daß, wenn es nicht mehr glaubt, man es durch Gewalt zum Glauben zwingen kann. Moses, Cyrus, Theseus und Romulus hätten es nicht leicht

dahin gebracht, daß ihre Anordnungen befolgt wurden, wenn sie unbewaffnet gewesen wären, wie es in unsern Tagen dem Savonarola widerfuhr, der mit seinem neuen Werke zu Grunde ging, als die Menge begann, nicht mehr an ihn zu glauben, und er nicht im Stande war, Die, welche geglaubt hatten, bei ihrem Glauben zu erhalten, und die Ungläubigen glauben zu machen. Männer solcher Art finden in der Ausführung ihrer Plane große Schwierigkeiten und es stellen sich ihnen mit Einemmale alle Gefahren entgegen, deren sie nur mit persönlicher Kraft Herr werden können. Sind sie ihrer aber Herr geworden und einmal geehrt, haben sie Die aus dem Wege geräumt, welche vermöge ihrer natürlichen Stellung eifersüchtig auf sie sein mußten, dann verbleiben sie bei Macht, Sicherheit, Ehre und Glück. So hohen Vorbildern will ich eines von geringerem Werthe beigesellen; aber es steht gar wohl auch in einigem Verhältnisse zu ihnen. Dasselbe aber soll für alle andere ähnliche gelten, nämlich Hiero von Syracus. Dieser wurde vom Privatmanne aus Fürst von Syracus und er kannte von Glück keine andere Begünstigung, als die Gelegenheit. Da die Syracuser unterdrückt waren, wählten sie ihn zu ihrem Anführer, worauf er denn nach Gebühr und Verdienst Fürst wurde. Und seine persönliche Kraft war auch im Privatleben

schon so groß, daß Jeder, der von ihm schreibt, behauptet, es fehlte ihm zur Herrschaft nichts als ein Reich. Dieser schaffte die alte Heerordnung ab, gründete eine neue, unterhielt die alten freundschaftlichen Beziehungen, knüpfte neue, und nachdem er solche gewonnen und eigene Soldaten hatte, konnte er auf dieser Unterlage jedes Gebäude aufführen. Es kostete ihm unter solchen Umständen viele Mühe, in den Besitz sich zu setzen, aber nur geringe, ihn zu behaupten.

VII.

Von neuen Fürstenthümern, welche mit fremder Gewalt oder durch Glück gewonnen werden.

Diejenigen, welche blos durch Glück vom Privatstande aus Fürsten werden, werden es mit geringer Mühe, aber mit großer Mühe behaupten sie sich. Auf dem Wege dahin zu gelangen, stellen sich ihnen keine Hindernisse entgegen, weil sie dahin fliegen, aber alle Schwierigkeiten entstehen, nachdem sie festen Fuß gefaßt haben. Es sind dies solche Männer, denen ein Staat überlassen wurde, entweder für Geld oder aus Gunst dessen, der ihn überließ, was vielen zu Theil ward in Griechenland, und zwar in den Städten Joniens und des Hellesponts, wo von Darius Fürsten eingesetzt wur-

den, um jene Städte zu seiner Sicherheit und zu seinem Ruhme zu behaupten. So auch jene Imperatoren, welche vom Privatstande aus durch Bestechung der Soldaten zur Kaiserwürde gelangten. Solche Männer sind ganz und gar dem Willen und dem Glücke Derer unterthan, welche sie zur Größe erhoben, und menschlicher Wille und Glück sind zwei sehr wandelbare, unbeständige Dinge. Die von ihnen erhoben wurden, haben weder die Einsicht, noch die äußere Macht sich auf jener Höhe zu behaupten; nicht die Einsicht: denn ist es nicht ein Mensch von großem Verstande und Muthe, so ist nicht anzunehmen, daß er, der sich sein Lebenlang als Privatmann umgetrieben, zu befehlen verstehe; nicht die äußere Macht, weil sie keine Streitkräfte besitzen, die ihnen befreundet und treu sein können. Dann können auch die Staaten, die über Nacht entstehen, wie Alles in der Natur, was nach seinem Entstehen schnell wächst, unmöglich Wurzeln und Verästungen gewinnen, daß sie der erste Unfall nicht zerstöre; es müßten denn Jene, wie bemerkt, welche urplötzlich Fürsten wurden, so große persönliche Kraft besitzen, daß sie Dasjenige, was das Glück ihnen in den Schooß warf, zu erhalten, eben so schnell sich anzuschicken wissen und jene Unterlagen, welche die Anderen bauten, bevor sie zum Fürstenthume gelangten, darnach bauen. Ich will für die eine und

andere Weise, nämlich, entweder durch persönliches Verdienst oder durch Glück zum Fürstenthume zu gelangen, zwei Beispiele anführen aus den Tagen unseres Gedenkens. Es sind dies Francesco Sforza und Cäsar Borgia. Francesco wurde mit den gehörigen Mitteln und durch große persönliche Tüchtigkeit vom Privatmanne aus Herzog von Mailand, und das, was er unter tausend Unfällen erworben, behauptete er mit geringer Mühe. Andererseits gewann Cäsar Borgia, den die Leute den Herzog von Valentinois nennen, die Herrschergewalt mit dem Glücke des Vaters, und verlor sie mit ihm, ob er gleich auch für sich selbst keine Mühe sparte und Alles that, was ein verständiger, thatkräftiger Mann thun muß, um festen Fuß zu fassen in den Staaten, die fremde Waffen und fremdes Glück ihm zuführten. Denn, wie oben schon bemerkt, wer den Grund nicht zuvor gelegt hat, kann ihn allerdings auch mit großer Kraft darnach legen, sollte es auch nicht ohne Aufopferung des Baumeisters und nicht ohne Gefahr des Gebäudes geschehen. Erwägt man nun alle die Erfolge des Herzogs, so sieht man, wie tüchtigen Grund zur einstigen Macht er gelegt hatte. Ich halte es nicht für überflüssig, dies aus einander zu setzen, da ich nicht bessere Lehren einem neuen Fürsten zu geben wüßte, als das Vorbild seiner Thaten; mißlangen seine

Plane, so war es nicht seine Schuld, sondern es kam von einer ungewöhnlichen, außerordentlichen Misgunst des Glücks. Es hatte Alexander VI., indem er hoch erheben wollte den Herzog, seinen Sohn, viele Schwierigkeiten, vorhandene und entstehende. Einmal sah er keinen Weg vor sich, ihn zum Herrn zu machen eines andern Staates, der nicht zum Kirchenstaate gehörte, und er wußte, daß darein der Herzog von Mailand und die Venezianer nicht willigen würden; Faenza und das Gebiet von Rimini standen schon unter dem Schutze der Venezianer; er sah ferner, daß die Waffenmacht Italien's und insonderheit jene, deren er sich hätte bedienen können, in den Händen Derer war, welche die Größe des Papstes fürchten mußten. Er konnte sich daher nicht auf sie verlassen, da dieselbe ausschließlich die Orsini, die Colonnas und ihr Anhang inne hatten. Es war daher nothwendig, daß die bestehenden Verhältnisse gewaltsam gestört und die Staaten Italiens in Verwirrung gebracht wurden, um mit Sicherheit über jene Parteien Herr zu werden. Solches war ihm ein Leichtes, denn er fand die Venezianer auf seiner Seite, welche aus andern Gründen entschlossen waren, die Franzosen wieder nach Italien kommen zu lassen, wogegen er nicht nur sich nicht widersetzte, sondern welches er noch durch seinen Entscheid über die frühere Ehe des Königs Ludwig

erleichterte. Nun zog der König nach Italien mit Hülfe der Venezianer und Einstimmung Alexanders. Er war kaum in Mailand, so hatte der Papst von ihm Kriegsleute zu einem Handstreich gegen die Romagna, den man ihm aus Achtung gegen den König zugestand. Hatte nun der Herzog die Romagna gewonnen, und Colonnas Anhang geschlagen, so hinderten ihn daran, sie zu behaupten und seine Macht noch weiter auszudehnen, zwei Umstände, der eine, sein eigenes Heer, dessen Treue ihm zweifelhaft schien, der andere, der Wille Frankreichs, denn er fürchtete, daß der Orsini Kriegsleute, deren er gebraucht hatte, ihn nicht nur im Stiche lassen, und an der weitern Eroberung hindern, sondern ihm auch das Eroberte abnehmen würden, ja sogar, daß der König von Frankreich es ihnen nachthun möchte. Von den Orsini hatte er schon eine Probe, denn er sah, da er nach der Eroberung von Faenza Bologna belagerte, bei dieser Belagerung sie ganz schwachherzig streiten. Und den König anlangend, so kannte er seine Gesinnung; denn nachdem er das Herzogthum Urbino genommen hatte und Toskana angriff, brachte es jener dahin, daß er selbst davon abstehen mußte; weßhalb der Herzog sich entschloß, nicht mehr von dem Glück und der Waffengewalt Anderer abhängig zu sein. Fürs Erste schwächte er die Partei der Orsini nnd Colonna in Rom; denn

er gewann alle ihre Anhänger unter dem Adel für sich, zahlte ihnen hohen Sold, ehrte Jeden nach Verdienst durch Verleihung von Rottenführer- und Statthalterstellen, so daß in wenigen Monaten die Anhänglichkeit der Parteien an ihre frühere Häupter sich verlor und dem Herzog ganz sich zuwandte. Nachdem er mit gutem Erfolge die Partei der Colonna gesprengt, wartete er nur auf eine Gelegenheit die der Orsini zu sprengen; und als sie sich ihm darbot, machte er von derselben noch bessern Gebrauch. Zu spät hatten die Orsini eingesehen, daß die Macht des Herzogs und der Kirche ihr eigener Untergang war, und sie hielten eine Tagsatzung zu Magione im Gebiete von Perugia. Dort wurden die Empörung Urbino's und die Meutereien in der Romagna, wie noch unzählige für den Herzog gefährliche Plane ausgebrütet, die er jedoch alle mit Hülfe der Franzosen vereitelte. Hatte er so Achtung gebietende Stellung wiedergenommen, so gedachte er, während er weder den Franzosen noch anderer fremder Macht vertraute, auf Trug und Hinterlist sich werfen zu müssen, und er verstand so wohl seine Gesinnung zu verbergen, daß die Orsini sich mit ihm aussöhnten, durch Vermittlung des Signor Paolo, den der Herzog nicht ermangelte, auf jede Weise sich verbindlich zu machen und ergeben zu erhalten, indem er ihm Kleider, Geld

und Pferde schenkte, so daß die Einfalt der Orsini sie selbst zu Sinigaglia in seine Hände führte. Nachdem er ihre Häupter über die Klinge springen lassen, ihre Anhänger sich befreundet, hatte er einen ganz guten Grund zu seiner Macht gelegt; er besaß die ganze Romagna, mit dem Herzogthum Urbino. Die Bevölkerung in diesen Ländern war so bald für ihn gewonnen, als sie der Wohlthaten seiner Herrschaft inne zu werden begann. Da diese Seite sehr merkwürdig und nachahmungswürdig ist, so muß ich dabei noch verweilen. Nachdem der Herzog die Romagna genommen und sich überzeugt hatte, daß sie zuvor von unmächtigen Fürsten beherrscht war, welche ihre Unterthanen eher ausgeplündert, als in Zucht und Ordnung gehalten, und ihnen vielmehr Veranlassung zum Unfrieden als zum Frieden gegeben hatten, so daß jenes Land voll von Diebereien, Raubanfällen und Ausschweifungen jeder Art war, so hielt derselbe, um sie zu Einigkeit und Gehorsam gegen den fürstlichen Arm wieder zu bringen, für nothwendig, ihnen eine gute Verwaltung zu geben. Er setzte über sie Messer Remiro d'Orco, einen grausamen und rasch handelnden Mann, den er mit der ausgedehntesten Macht bekleidete. Dieser stellte dort bald Friede und Einigkeit her, und gewann für sich selbst das größte Ansehen. Darauf vermeinte der Herzog, so außerordentliches An-

sehen sei nicht ganz gerathen, da es leicht verhaßt werden könnte. In der Mitte des Landes setzte er sofort ein Gericht für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten ein, mit einem ausgezeichneten Vorstande, jede Stadt hatte dort ihren Anwalt. Da er wohl wußte, daß die jüngst vorausgegangenen Unmenschlichkeiten einigen Haß gegen Remiro d'Orco erzeugt hatten, so wollte er, um die Gemüther des Volks wieder gut zu stimmen, und für sich ganz zu gewinnen, darthun, daß, wenn etwelche Grausamkeit vorgefallen war, sie nicht auf seine Rechnung käme, sondern der rohen Natur seines Beamten. Er nahm darob Gelegenheit wahr, und ließ ihn eines Morgens auf dem öffentlichen Platze zu Cesena in zwei Stücke hauen, und daneben ein Stück Holz und ein blutiges Messer legen. Dies grausame Schauspiel stellte das Volk für lange Zeit hinaus zufrieden, erfüllte sie mit stummem Entsetzen. Doch wieder zum eigentlichen Gegenstande zurück.

Der Herzog fand sich nun bei großer Macht und in Sicherheit vor augenblicklichen Gefahren; er hatte ein eigenes Heer nach seinem Sinne eingerichtet und großentheils die Macht jener Waffen gebrochen, welche ihm in der Nachbarschaft schaden konnten; wollte er in seinen Vergrößerungsplanen vorschreiten, so hatte er nur Frankreich zu fürchten; denn er wußte, daß er von dem Kö-

nige, der erst spät seinen Fehler eingesehen hatte, fernerhin nicht mehr unterstützt werden würde. Er sah sich daher nach neuen freundschaftlichen Beziehungen um, spielte gegen Frankreich den zweideutigen, als die Franzosen nach Neapel zogen, die Spanier zu vertreiben, welche Gaeta belagert hatten. Seine Absicht war, der Freundschaft der Letztern sich zu versichern, welches auch schnell gelungen wäre, lebte Alexander noch. Diese Plane setzte der Herzog für die Gegenwart ins Werk. Die für die Zukunft anlangend, so hatte er zu bedenken, einmal, daß der nächste Kirchenfürst ihm nicht freundlich gesinnt sein und suchen werde, das zu entreißen, was ihm Alexander gegeben; sich für die Zukunft zu halten, boten sich ihm vier Mittel dar: einmal, daß er den Stamm aller Herren, die er geplündert, vertilgte, um dem Papste Vorwände der Wiedererstattung des Abgenommenen an die vorigen Besitzer zu nehmen; zweitens, den ganzen Adel in Rom für sich zu gewinnen, um mit ihm, wie bemerkt, den neuen Papst in Schach zu halten; drittens, das Cardinalcollegium möglichst auf seine Seite zu bringen; so viel Macht zu erringen, bevor der Papst stürbe, um einem ersten Sturme mit eigener Kraft zu trotzen. Von diesen vier Planen hatte er bei Alexanders Tode drei ganz, den vierten beinahe ganz ausgeführt. Von den ausge-

plünderten Herren mordete er so viele als er ihrer nur habhaft werden konnte, und die Wenigsten retteten sich. Den römischen Adel hatte er für sich gewonnen, auch besaß er im Cardinalscollegium eine sehr große Partei. Neue Eroberungen anlangend, so hatte er den Plan gefaßt, Toscanas sich zu bemächtigen; er besaß Perugia und Piombino, und Pisa hatte er in Schutz genommen. Da er Frankreich nicht mehr zu fürchten brauchte, was deshalb der Fall war, weil den Franzosen schon die Spanier das Königreich Neapel abgenommen hatten, worauf sowohl diese als jene genöthigt waren, sich um seine Freundschaft zu bewerben, so führte er einen Handstreich gegen Pisa aus. Darnach ergaben sich Lucca und Siena ohne Weiteres, theils wegen der Eifersucht der Florentiner, theils aus Furcht. Die Florentiner konnten nicht widerstehen. Wäre ihm gelungen, was ihm gelang im Jahre, da Alexander starb, so gewann er so große Macht und soviel Ansehen, daß er ganz auf eigenen Füßen stehen konnte, ohne von dem Glück oder der Gewalt eines Andern abzuhängen, nur auf eigene Macht und persönlichen Muth gewiesen. Aber Alexander starb nach fünf Jahren, seit zum erstenmal der Herzog den Degen gezogen hatte. Er hinterließ ihn in dem allein sichern Besitze der Romagna, alles Andere war in Luft zergangen; er selbst zwischen zwei feindli-

chen, sehr mächtigen Heeren, auf den Tod erkrankt. Der Herzog besaß eine solche unerschütterliche Festigkeit, eine solche innere Kraft, und er wußte so wohl, wie man die Menschen gewinnen und verlieren kann, auch waren die Grundlagen seiner Macht, die er in wenigen Jahren gelegt hatte, so tüchtig, daß, wären nicht jene Heere in seinem Rücken, und wäre er selbst gesund gewesen, er jeder Schwierigkeit getrotzt hätte. Daß die Grundlagen seiner Macht ganz tüchtige waren, ersieht man daraus, daß die Romagna länger als einen Monat auf ihn wartete; in Rom, ob er gleich halb todt war, hielt er sich doch sicher auf, und obwohl die Baglioni, die Vitelli und Orsini dahin kamen, so fand sich doch Niemand, der sich mit diesen gegen ihn verband. Er konnte, wenn auch nicht den, welchen er wollte, zum Papst machen, doch hindern, daß der, welchen er nicht wollte, es würde. War er nur bei Alexanders Tode gesund, so ging Alles leicht. Er sagte mir in jenen Tagen, nachdem Julius gewählt war, daß er Alles erwogen, was nach dem Tode seines Vaters kommen könnte und dagegen auch hinreichende Vorsorge getroffen habe, nur habe er nie an seinen eigenen Tod gedacht, und daß auch ihm noch bevorstehe zu sterben. Faßt man alle diese Thaten des Herzogs zusammen, so wird man ihn nicht leicht tadeln können; ja ich glaube, wie ich

bereits gethan habe, ihn als nachahmungswürdiges Beispiel allen Denen aufstellen zu können, welche durch Glück und mit den Waffen eines Dritten zur Herrschergewalt schnell sich aufschwangen. Da er einen großartigen Geist und weit ausgreifende Plane hatte, so konnte er durchaus nicht anders handeln. Seinen Entwürfen stellte sich allein das kurze Leben Alexanders und seine eigene Kränklichkeit entgegen. Wer daher im Besitze eines neuen Fürstenthums für nothwendig hält, sich vor Feinden zu sichern, Freunde zu gewinnen, zu siegen, durch Gewalt oder durch betrügliche List, Liebe oder Furcht im Volke, Gehorsam und Respekt bei den Soldaten hervorzubringen, aus dem Wege zu räumen alle Die, welche Einem schaden können, oder nothwendig schaden, alte Gewohnheiten durch neue Einrichtungen zu ersetzen, streng und gnädig, großmüthig und freigebig zu sein, ein treubrüchiges Heer aus dem Wege zu räumen, ein neues zu schaffen, freundschaftliche Beziehungen mit Königen und Fürsten sich zu erhalten, auf eine Weise, daß sie gerne dir Wohlthaten erweisen und noch mit Achtung feindlich entgegentreten, der kann keine bessern Beispiele aus der jüngsten Zeit finden, als in den Thaten des Herzogs. Tadeln kann man ihn allein bei der Erhebung Julius II. zum Papste, wobei er eine schlechte Wahl getroffen hatte, denn, da er, wie bemerkt, keinen

Papst nach seinem Sinne machen konnte, so durfte er nie einwilligen in die Erhebung eines jener Cardinäle, die er beleidigt hatte oder die, nachdem sie Päpste geworden, sich vor ihm fürchten mußten. Die Menschen beleidigen entweder aus Furcht oder aus Haß. Diejenigen, die er beleidigt hatte, waren unter Andern der Cardinal von St. Pietro ad vincula, Colonna, St. Giorgio, Ascanio. Alle Uebrigen, waren sie auf den päpstlichen Stuhl gelangt, hatten sich vor ihm zu fürchten, außer Rohan und die Spanier; letztere wegen der Stammverwandschaft und gegenseitiger Verbindlichkeit, jener wegen des Einflusses, den er durch die Verbindung mit Frankreich hatte. Um jeden Preis mußte der Herzog die Erhebung eines Spaniers durchzusetzen suchen, und war dies nicht möglich, einwilligen, daß Rohan und nicht der Cardinal von St. Pietro ad vincula Papst wurde. Wer glaubt, daß bei bedeutenden Persönlichkeiten neue Wohlthaten alte Beleidigungen vergessen machen, der täuscht sich. Es beging also der Herzog bei dieser Papstwahl einen Fehler, und dieser war der Grund seines endlichen Unterganges.

VIII.

Von jenen, welche durch Verbrechen zum Fürstenthume gelangten.

Da man vom Privatstande aus noch auf zweierlei Weise zum Fürstenthume gelangt, man kann nicht ganz sagen, entweder durch Glück oder persönliche Tüchtigkeit, so glaube ich auch davon handeln zu müssen, obwohl man von der einen dieser Weisen weitläuftiger sprechen könnte, in einer Betrachtung der Freistaaten. Die zwei noch zu betrachtenden Weisen sind nämlich: entweder, wenn man durch ein gewissermassen verbrecherisches und strafbares Benehmen zum Fürstenthume sich aufschwingt, oder wenn ein gewöhnlicher Bürger durch Vergünstigung seiner Mitbürger Fürst seines Vaterlandes wird. Indem ich von der ersten Weise spreche, werde ich an zwei Beispielen, einem antiken und einem modernen, den Sachverhalt darlegen, ohne jedoch über das Verdienstliche solcher Weise mich zu verbreiten, da ich glaube, daß jene Beispiele demjenigen ausreichen, der in den Fall kommt, dieselben nachahmen zu müssen. Agathokles, der Sicilianer, wurde nicht allein vom Privatstande, sondern von niedrigen Lebensverhältnissen aus, König von Syracus. Derselbige, Sohn eines Töpfers,

führte durch alle Stufen seiner Glücksumstände hindurch ein verbrecherisches Leben; aber seinem Verbrechen zur Seite ging eine solche Kraft des Geistes und des Körpers, daß er sich dem Soldatenstande widmete, wo er es durch alle Grade desselben hindurch bis zum Prätor von Syracus brachte. Nachdem er auf dieser Stufe festen Fuß gefaßt, und den Plan entworfen hatte, Fürst zu werden, und durch Gewaltthätigkeit und ohne Verbindlichkeiten gegen Andere das zu behaupten, was man ihm freiwillig früher zugestand, und nachdem er über diesen seinen Plan mit dem Carthager Hamilcar, der damals mit einem Kriegsheere in Sicilien stand, in Einverständniß getreten war, versammelte er eines Morgens das Volk und den Senat von Syracus, als wenn er über Angelegenheiten des Freistaates zu berathschlagen hätte, und ließ auf ein gegebenes Zeichen von seinen Soldaten alle Senatoren und die Reichsten vom Volke ermorden; nach ihrem Tode riß er an sich und behauptete das Fürstenthum in der Stadt, ohne daß ihm die Bürger dasselbige streitig machten. Und obwohl er von den Carthagern zweimal geschlagen und zuletzt belagert ward, konnte er nicht nur seine Stadt vertheidigen, sondern ließ sogar einen Theil seiner Mannschaft zu ihrer Vertheidigung zurück, mit dem Reste griff er Afrika an, entsetzte bald Syracus und brachte die Carthager

in die äußerste Verlegenheit; sie mußten sich mit ihm abfinden und zufrieden mit dem Besitz Afrika's, Agathokles Sicilien überlassen. Wenn man nun seine Thaten und die Kraft, mit der er sie vollbrachte, erwägt, so wird man keine oder nur wenige Erfolge darin entdecken, welche man auf Rechnung des Glücks schreiben könnte, denn, wie oben bemerkt, er kam durch keines Menschen Gunst, sondern hindurch durch die Grade des Soldatenstandes, die er mit tausend Unfällen und Gefahren gewann, zum Fürstenthume und behauptete es darnach gegen so erbitterte und gefahrdrohende Feinde. Man kann es nicht persönlichen Muth nennen, seine Mitbürger zu morden, die Freunde zu verrathen, ohne Treue und ohne Glauben zu sein, ohne Gewissen, ohne Gottesfurcht. Man kann so wohl Herrschergewalt, aber nicht Ruhm gewinnen. Betrachtet man des Agathokles persönliche Kraft, mit welcher er sich Gefahren hingab und sie überwand, die Großartigkeit seiner Gesinnung, mit der er das Unglück ertrug und seiner Herr ward, so sieht man nicht ein, warum er einem ausgezeichneten Heerführer in der Achtung nachstehen soll, obwohl seine wilde Grausamkeit und Unmenschlichkeit in Verbindung mit zahllosen Verbrechen damit sich nicht verträgt, daß er neben den ausgezeichnetsten Menschen gefeiert werde. Man kann daher weder dem Glücke, noch eigentlicher

Tugendkraft anrechnen, was er ohne das eine und ohne die andere erreichte. In unsern Tagen wurde unter der Regierung Alexander des Sechsten Oliverotto da Fermo, von früher Jugend an verwaist, von einem seiner mütterlichen Oheime, der Giovanni Fogliani hieß, erzogen und in den ersten Jünglingsjahren in Soldatendienste unter Paolo Vitelli gegeben, auf daß er, wenn er die nöthige Bildung erhalten, als Soldat einen recht hohen Rang gewänne. Nach Paolo's Tod diente er unter Vitellozzo, dessen Bruder, und kam in kürzester Frist, da er Anlagen hatte und körperlich und geistig gewandt war, den tüchtigsten Leuten unter dessen Oberbefehle gleich. Da es ihm aber ein knechtiges Verhältniß dünkte, nur neben Andern eine Stellung zu behaupten, so gedachte er mit Hülfe einiger Bürger von Fermo, denen die Knechtschaft ihres Vaterlandes theuerer war als die Freiheit und mit der Genehmhaltung der Vitelli, Fermo's sich zu bemächtigen und schrieb an Giovanni Fogliani, wie er nun mehrere Jahre jetzt von der Heimath entfernt gewesen sei und kommen wolle, ihn und seine Vaterstadt zu besuchen, auch über sein väterliches Vermögen einigermaßen Erkundigung einzuziehen. Und, da er sich um nichts Anderes gemüht hätte als Ehre zu gewinnen, so wolle er, damit seine Mitbürger sich überzeugten, er hätte nicht umsonst seine Zeit verthan, ehren-

voll einziehen und begleitet von hundert berittenen Freunden und Dienern; und er bäte ihn, er möge anordnen wollen, daß er selbst von den Fermanern mit Auszeichnung empfangen werde; es würde dies nicht nur ihm selbst, sondern auch dem Fogliani zur Ehre gereichen, da er ja sein Pflegsohn sei. Fogliani genügte jeder seinem Neffen schuldigen Pflicht und veranstaltete ihm einen ausgezeichneten Empfang von Seite der Fermaner, und ließ ihn in seinen Gemächern abtreten. Dort brachte er einen Taglang zu und veranstaltete dann in der Absicht, Alles vorzubereiten, was zur Ausführung seines Verbrechens nothwendig war, ein überaus glänzendes Gastmahl, wozu er Giovanni Fogliani und alle die ersten Männer von Fermo lud. Nachdem Speisen und alle bei ähnlichen Mählern übliche Bewirthungen vorüber waren, knüpfte Oliverotto absichtlich gewisse ernsthafte Gespräche an; er sprach von der Macht des Papstes Alexander und Cäsars, seines Sohnes, und von ihren Unternehmungen. Während Giovanni und die Andern auf diese Erörterungen entgegneten, stand er plötzlich auf, sagte, dies wären Dinge, wovon man nur an einem geheimern Orte sprechen könne und zog sich in ein Zimmer zurück, wohin Giovanni und alle die andern Mitbürger ihm folgten. Sie hatten sich kaum angeschickt, niederzusitzen, als aus Schlupfwinkeln

jenes Gemaches Soldaten hervordrangen, welche Giovanni und alle die Uebrigen mordeten. Nach dieser Metzelei stieg Oliverotto zu Pferde, durchritt die Stadt und umringte im Palaste die oberste Behörde, so daß sie aus Schrecken gezwungen waren, ihm zu gehorchen und eine Regierung niederzusetzen, an deren Spitze er als Fürst sich stellte. Nachdem Jene, welche unzufrieden sein und ihm feindselig in den Weg treten konnten, gemordet waren, befestigte er seine Gewalt durch neue bürgerliche und soldatische Einrichtungen auf eine Weise, daß er im Laufe eines Jahres, während welches er das Fürstenthum inne hatte, nicht nur in der Stadt Fermo selbst sicher, sondern allen seinen Nachbarn furchtbar war. Sein Sturz wäre so schwierig gewesen, wie jener des Agathocles, hätte er sich nicht von Cäsar Borgia hintergehen lassen, als dieser in Sinigaglia, wie oben erzählt, die Orsini und Vitelli gefangen nahm, wobei auch er ein Jahr nach dem begangenen Vatermorde ergriffen und zugleich mit Vitellozzo, welchen er zum Meister hatte in seinen Tugenden und in seinen Lastern, erdrosselt wurde. Es könnte Einer das Bedenken haben, woher es denn komme, daß Agathocles und Aehnliche nach zahllosen Verräthereien und Grausamkeiten lange Zeit sicher in ihrem Vaterlande leben und auswärtiger Feinde sich erwehren konnten, und wie ihre Mitbürger

nie gegen sie sich verschworen, während viele Andere mittelst Grausamkeit nicht einmal in friedlichen, geschweige in so ungewissen Zeiten, wie die kriegerischen es sind, die Staatsgewalt aufrecht erhalten konnten. Ich glaube, dies kommt von dem guten oder schlechten Gebrauch, den man von Grausamkeiten macht. Als guter Gebrauch kann, wenn man überhaupt das Schlechte gutheißen darf, jener gelten, den man ein einzigesmal, nothgedrungen, von der Grausamkeit macht, um sich zu sichern, und später nicht mehr dabei verbleibt und sie zu größtmöglichen Vortheilen der Unterthanen umschlagen läßt. Ein schlechter Gebrauch ist dieser, wenn er, so selten er auch in Anfang sei, doch mit der Zeit eher zunimmt, als sich verliert. Diejenigen, welche die erste Weise einhalten, können vor Gott und den Menschen ihrem Staate von einigem Nutzen sein, wie Agathocles, die Andern aber können sich unmöglich behaupten. Man muß sich daher merken, daß Der, welcher eine Staatsgewalt an sich reißt, alle Grausamkeiten zuvor zu überlegen und in Einem Zuge auszuführen hat, um nicht alle Tage darauf wieder zurückkommen zu müssen, und um, erneuert man sie nicht, die Menschen sich versichern und durch Wohltthaten gewinnen zu können. Wer anders handelt, entweder aus Furcht oder übelberathen, der darf beständig das Messer in der Hand halten, der

kann sich nie auf seine Unterthanen verlassen, wie auch diese wegen der ununterbrochenen und stets sich erneuernden Unbilden, die sie erfahren, kein Vertrauen auf ihn gewinnen können; denn man muß die Unbilden allzumal üben, daß sie weniger geschmeckt werden und deshalb weniger Aergerniß erregen; Wohlthaten muß man nur ganz allmählig erzeigen, auf daß sie besser geschmeckt werden. Ueberdies soll ein Fürst mit seinen Unterthanen auf eine Weise stehen, daß kein Zufall, sei er gut oder böse, ihn aus seiner Stellung bringen könne, denn kommt in bösen Zeiten die Verlegenheit, so ist Böses zu üben, nicht wohl gethan, und das Gute, das du übst, hilft dir nichts, weil man es als ein erzwungenes ansieht, und du wirst keinen Nutzen davon ärnten.

IX.

Vom Bürger = Fürstenthume.

Ich komme nun zu dem zweiten Falle, da ein Bürgerfürst nicht durch Verbrechen und andere unerträgliche Gewaltthat, sondern durch die Gunst seiner übrigen Mitbürger Fürst seines Vaterlandes wird, was man Bürgerfürstenthum heißen kann; dahin zu gelangen, ist nöthig, entweder entschiedene persönliche Tüchtigkeit oder entschiedenes Glück oder vielmehr eine vom Glück be-

günstigte Schlauheit. Ich unterscheide, daß man zu diesem Fürstenthume entweder durch die Gunst des Volks oder durch die Gunst der Großen gelangt. Es finden sich nämlich in jeder Stadt zwei verschiedene Stimmungen und sie kommen daher, weil das Volk weder befehligt, noch unterdrückt von den Großen sein will, und die Großen wollen das Volk befehligen und unterdrücken. Aus diesem beiderseitigem verschiedenen Verlangen entsteht in den Städten eine dieser drei Wirkungen, entweder Fürstenthum oder Freiheit oder Gesetzlosigkeit. Das Fürstenthum wird geschaffen entweder vom Volke oder von den Großen, je nachdem die eine oder die andere dieser Parteien dazu Veranlassung hatte. Sehen z. B. die Großen, daß sie dem Volke nicht widerstehen können, so wenden sie allmählig ihre Achtung einem Einzigen aus ihrer Mitte zu und machen ihn zum Fürsten, damit sie unter seinem Namen ihr Müthchen desto besser kühlen können. Auch das Volk lenkt seine Achtung einem Einzigen zu, wenn es sieht, daß es den Großen nicht mehr widerstehen kann und macht ihn zum Fürsten, um durch sein Ansehen geschützt zu werden. Derjenige, welcher zum Fürstenthume gelangt mit Hülfe der Großen, erhält sich schwerer als der, welcher es mit der Hülfe des Volkes gewann, denn der Fürst hat es mit Vielen zu thun, welche sich ihm gleich dünken,

er kann daher nicht mit ihnen umgehen und ihnen befehlen, wie er will. Aber der vermöge der Volksgunst zum Fürstenthum gelangte, ist alleiniger Herr, und er hat es mit Niemand oder nur Wenigen zu thun, die nicht bereit wären, zu gehorchen. Ueberdieß kann man nicht mit Ehren den Großen es recht machen und ohne Unbilde gegen die Andern, wohl aber dem Volke, denn die Gesinnung des Volkes ist viel ehrenhafter als die der Großen; diese wollen unterdrücken, und jenes will nur nicht unterdrückt sein. Hiezu kommt noch, daß ein dem Volke feindlich gesinnter Fürst sich niemals für sicher halten kann, da es ihrer zuviel sind; vor den Großen kann er sich wohl sicher halten, da sie nur Wenige sind. Das Schlimmste, was einem Fürsten dem das Volk feind ist, widerfahren kann, ist, von ihm verlassen zu werden; aber von feindseligen Großen darf man nicht allein fürchten, verlassen zu werden, sondern daß sie auch feindlich gegen Einen auftreten. Da in ihnen mehr Einsicht und Schlauheit steckt, so passen sie immer die Zeit ab, sich zu rächen und stellen sich auf die Seite Dessen, von welchem sie hoffen, daß er siege. Der Fürst ist ferner gezwungen, stets mit einem und demselbigen Volke zusammenzuleben; dies ist nicht der Fall in Bezug auf die Großen. Er kann alle Tage solche erheben und stürzen, verbannen und Jeden mit

soviel Ansehen bekleiden, als ihm gut dünkt. Um diesen Gegenstand näher zu beleuchten, bemerke ich, wie die Großen hauptsächlich nach zweien Seiten hin betrachtet werden müssen. Es kommt bei der Art und Weise, zu regieren, auf ihr eigenes Benehmen an; entweder sie machen sich deinem Glücke ganz und gar verbindlich oder nicht; die sich dir verbindlich machen und dabei nicht raubsüchtig sind, diese müssen geehrt und geliebt werden; die sich dir nicht verbindlich machen, sind wieder unter zwei Gesichtspunkten zu betrachten. Entweder sie thun dies aus Mangel an Herzhaftigkeit und Einsicht, und dann darfst du dich ihrer bedienen, denn sie meinen es meistens gut, im Glücke hebst du Ehre mit ihnen auf, und im Unglücke darfst du sie nicht fürchten. Aber wenn sie sich dir nicht verbindlich machen, absichtlich und aus Ehrgeiz, dann ist dies ein Zeichen, daß sie mehr an sich, als an dich denken. Vor solchen muß ein Fürst sich hüten und sie halten, als wenn sie erklärte Feinde wären, denn im Unglücke werden sie stets behülflich sein, dich zu stürzen. Ein Fürst jedoch, der durch die Gunst des Volks es geworden, muß sich dasselbe befreundet erhalten, was ihm leicht sein wird, da dasselbe von ihm nur begehrt, nicht unterdrückt zu werden. Und ein Fürst, der gegen den Willen des Volks mit der Gunst der Großen es ward, darf um jeden

Preis sich bestreben, das Volk für sich zu gewinnen, was ihm leicht werden wird, wenn er es unter seinen Schutz nimmt. Empfangen die Menschen Gutes aus der Hand Derer, von denen sie sich Schlimmes versahen, so machen sie sich ihrem Wohlthäter nur desto verbindlicher; es umfängt ihn das untergebene Volk mit größerem Wohlwollen, als wenn er durch dessen eigene Gunst zum Fürstenthume gelangt wäre. Das Volk kann ein Fürst auf vielerlei Weise gewinnen, verschieden nach den Umständen, weshalb man keine bestimmte Regeln angeben kann, und ich die weitere Betrachtung fallen lasse. Ich wiederhohle nur, daß ein Fürst nothwendig das Volk zum Freunde haben muß, außerdem hat er bei widrigem Geschicke keinen Anhaltpunkt. Nabis, Fürst der Spartaner, hielt die Belagerung aller griechischen Streitkräfte und eines stets sieggewohnten römischen Heeres aus und vertheidigte gegen jene das Vaterland und seine Obergewalt, und er brauchte blos im Augenblicke der Gefahr Weniger sich zu versichern. Hatte er das Volk zum Feinde, so reichte dies nicht aus. Und komme mir Keiner, meine Meinung zu bestreiten, mit jenem alltäglichen Sprüchwort: wer auf das Volk baut, der hat auf Koth gebaut. Letzteres ist wahr, wenn ein gewöhnlicher Bürger auf das Volk sich verläßt, und sich glauben macht, das Volk

werde ihn befreien, wenn er von Feinden oder von obrigkeitlichen Behörden unterdrückt ist. In diesem Falle könnte man sich oft täuschen, wie es in Rom Gracchus und in Florenz Messer Giorgio Scali ergieng. Ist es aber der Fürst, der auf das Volk baut, der befehlen kann und ein beherzter Mann ist und im Unglück den Muth nicht verliert, auch sonstige Vorsorge trifft und mit seinem Geist und seinen Einrichtungen beständig das Ganze belebt, der wird sich im Volke nicht getäuscht finden, und es mag ihn bedünken, einen tüchtigen Grund auf ihm gebaut zu haben. Diese Fürstenthümer gehen gewöhnlich zu scheitern, wenn man von bürgerlicher Verfassung zu absoluter überzugehen im Begriff steht. Solche Fürsten regieren entweder selbst oder mittelst ihrer Behörden. Im letzteren Falle ist ihre Staatsgewalt größerer Schwäche und größerer Gefahr ausgesetzt, denn sie sind durchaus vom Willen jener Bürger abhängig, welche den Behörden vorstehen, und es können dieselben hauptsächlich in Zeiten des Unglücks mit großer Leichtigkeit die Staatsgewalt entreißen, entweder indem sie sich dem Fürsten thätlich widersetzen oder nicht gehorchen; und der Fürst ist nicht in dem Fall, während Gefahren drohen, absolute Macht an sich reißen zu können, weil die Bürger und Unterthanen, welchen gewöhnlich die Oberleitung der Behörden zustand, in

jenen Verlegenheiten nicht geneigt sind, seiner Oberleitung zu folgen, und er wird immer in bedenklichen Zeiten Mangel an denen haben, auf die er sich verlassen könne. Ein Fürst in ähnlichem Falle kann sich nun nicht auf die Erfahrungen verlassen, die er in ruhigen Zeiten gemacht hat, wo die Bürger der Staatsgewalt bedürfen, da Jeder läuft, Jeder verspricht, Jeder für Einen sterben will, wenn der Tod noch in weiten Fällen liegt. Aber in Zeiten des Unglücks, wenn die Staatsgewalt der Bürger bedarf, da findet sie für ihre Zwecke Wenige vor, und diese Erfahrung ist um so gefährlicher, als man sie nicht mehr als Einmal machen kann. Es muß daher ein kluger Fürst sich eine solche Stellung zu geben trachten, vermöge deren seine Bürger zu jeder Zeit und unter allen Verhältnissen der Staatsgewalt in seinen Händen bedürfen, und sie werden ihm folglich stets ergeben sein.

X.

In welcher Weise die Stärke aller Fürstenthümer ermessen werden müsse.

Untersucht man das Wesen dieser Fürstenthümer, so muß man noch eine andere Betrachtung anstellen, nämlich, ob ein Fürst soviel Herrschergewalt besitze, daß

diese nöthigenfalls sich durch sich selbst behaupten könne, oder ob er der Vertheidigung eines Andern bedürfe. Um diesen Gegenstand besser zu beleuchten, so behaupte ich nach meinem Dafürhalten, es können aus eigener Kraft jene Fürsten herrschen, welche entweder beim Ueberflusse von Menschen oder Geld augenblicklich ein tüchtiges Heer zu stellen und eine Feldschlacht mit Jenen, welche nur immer einen Angriff versuchen, zu liefern vermögen. Dagegen sind nach meiner Ansicht alle Jene fremder Hülfe benöthigt, welche gegen ihre Feinde nicht im Felde erscheinen können, sondern hinter ihre Mauern fliehen und diese bewachen müssen. Der erste Fall ist bereits auseinandergesetzt, und ich werde noch die weitere Entwicklung davon unten geben. Für den zweiten Fall kann man nichts weiteres thun, als solchen Fürsten rathen, die eigene Residenz mit Ringmauern und Außenwerken zu befestigen und sich um das übrige Land nichts zu kümmern. Und wer nur die eigene Residenz wohlbefestigt und sich in Bezug auf andere Anordnungen mit seinen Unterthanen so benommen hat, wie oben gelehrt wurde und noch weiter unten gelehrt werden wird, der wird immer mit großer Achtung angegriffen werden. Denn die Menschen sind immer Feinde von Unternehmungen, bei denen sich Schwierigkeiten zeigen, und ein leichtes Gelingen läßt sich nicht absehen, wenn man

Einen angreift, der eine wohlbefestigte Residenz besitzt und vom Volke nicht gehaßt ist. Die deutschen Städte sind sehr frei, haben ein kleines Gebiet und gehorchen dem Kaiser, wenn sie wollen, und fürchten weder diesen, noch einen andern benachbarten Potentaten. Sie sind aber so befestigt, daß Jeder einsieht, ihre Eroberung müsse eine langwierige und schwierige Sache sein, denn sie haben alle Gräben und tüchtige Mauern, haben Artillerie und Munition und stets in den öffentlichen Magazinen Vorräthe bereit für Essen, Trinken und Brennen, außerdem besitzen sie, um das Volk in Friede zu erhalten, und ohne das öffentliche Vermögen zu gefährden, Mittel, um auf Rechnung des Gemeinwesens ihm Beschäftigung zu geben in jenen Arbeiten, welche den Nerv und das Leben der Stadt und ihrer Industrie ausmacht, von welchen Arbeiten das Volk sich nährt. Auch werden die soldatischen Uebungen stets aufrecht erhalten, und sie haben außerdem noch viele Bräuche, um sie nie in Verfall kommen zu lassen. Ein Fürst nun, der eine befestigte Stadt besitzt, und sich nicht verhaßt macht, kann nicht angegriffen werden, und würde dies Einem zu thun einfallen, so würde er nur mit Schande abziehen. Der Wechselfälle sind so manchfaltige, daß es fast unmöglich ist, mit einem Kriegsheere ein Jahr lang unthätig im Feldlager zu bleiben. Wer mir einwendet:

wenn aber das Volk seine Besitzungen außerhalb der Mauern hat, wenn es dieselben wegbrennen sieht, dann wird ihm die Geduld ausgehen und die lange Belagerung und die Sorge um das Eigenthum werden den Fürsten vergessen lassen; dem antworte ich: ein mächtiger und muthiger Fürst wird immer solche Schwierigkeiten überwinden, indem er bald den Unterthanen Hoffnung giebt, das Uebel werde nicht lange mehr dauern, bald ihnen Furcht einflößt vor der Grausamkeit des Feindes, bald sich mit Entschiedenheit Derer versichert, welche nach seiner Ansicht allzu vorlaut sind. Uebrigens ist es natürlich, daß der Feind sogleich bei seinem Anrücken und da, wo die Gemüther noch aufgeregt und zur Vertheidigung entschlossen sind, das Land mit Feuer und Schwert heimsucht. Um so weniger darf der Fürst Verlegenheit zeigen, da nach wenigen Tagen, wo die Gemüther abgekühlt sind, der Schaden schon angerichtet, das Unglück schon zugefügt ist, ohne daß es eine Abhülfe dagegen gäbe; und da kommen sie um so mehr, an ihren Fürsten sich anzuschließen, indem sie glauben, auch er sei ihnen nur inniger verpflichtet, da um seiner Vertheidigung willen ihre Wohnungen verbrannt und ihre Besitzungen zerstört wurden. Die Menschen sind einmal so; sie glauben Verbindlichkeit einzugehen, ebensowohl durch Wohlthaten, die sie erzeigen, als durch

solche, die sie empfangen. Es erhellt also ganz deutlich, daß es so schwer nicht sei, bei einer Belagerung die Gemüther der Bürger zusammenzuhalten, so lange es nicht an Lebens- und Vertheidigungsmitteln gebricht.

XI.

Von geistlichen Fürstenthümern.

Ich habe für jetzt noch das Wesen geistlicher Fürstenthümer zu untersuchen, welche, bevor man in ihren Besitz gelangt, alle Schwierigkeiten darbieten; sie werden gewonnen, entweder durch persönliches Verdienst oder Glück, und ohne das Eine und Andere behauptet; denn sie sind gehalten von längst in der Religion verjährten Einrichtungen, welche sehr mächtig und so beschaffen sind, daß sie ihren Fürsten die Gewalt sichern, sie mögen sich benehmen und leben, wie sie wollen. Sie allein besitzen einen Staat und vertheidigen ihn nicht, haben Unterthanen und regieren sie nicht, und obgleich die Staaten nicht vertheidigt sind, werden sie ihnen doch nicht entrissen, und die Unterthanen, obgleich diese nicht regiert werden, kümmern sie sich doch nicht darum, und wollen weder noch können sie sich frei machen von ihnen. Es sind also nur solche Fürstenthümer gesichert und glücklich. Da sie aber von höheren Mächten, wohin des

Menschen Verstand nicht reicht, regiert werden, so werde ich mich hüten, Weiteres darüber vorzubringen, denn sie sind erhöht und erhalten von Gott, und es wäre nur Sache eines eingebildeten und verwegenen Menschen, weiter nachzugrübeln. Sollte mich jedoch Jemand befragen, woher es komme, daß die Kirche im Weltlichen zu solcher Größe gelangt sei, da nämlich von Alexander an aufwärts, italienische Potentaten, und nicht nur welche ausschließend so heißen, sondern jeder Baron und Feudalherr, auch der Geringste, was weltliche Macht betraf, sie wenig achteten, und daß jetzt ein König von Frankreich davor erzittere, ja daß sie ihn aus Italien vertreiben und die Venezianer stürzen konnte: so halte ich, obwohl die Thatsachen bekannt sind, es doch nicht für überflüssig, sie theilweise dem Gedächtnisse wieder vorzuführen. Bevor König Karl von Frankreich nach Italien zog, stand dies Land unter der Herrschaft des Papstes, der Venezianer, des Königs ven Neapel, des Herzogs von Mailand und der Florentiner. Diese Potentaten hatten zweierlei Augenmerk zu nehmen, einmal, daß kein Fremder in Italien mit Waffengewalt eindringe, und dann, daß Keiner von ihnen an Staatenbesitz mächtiger werde. Diejenigen, auf welche in letzterer Beziehung das Augenmerk gerichtet sein mußte, waren der Papst und die Venezianer. Um die Venezianer zurück-

zuhalten, bedurfte es der Verbindung aller Uebrigen, wie dies bei der Vertheidigung von Ferrara der Fall war, und um den Papst niederzuhalten, bediente man sich der Barone in Rom, welche getheilt in zwei Parteien, die Orsini und Colonna, stets Veranlassungen zu Händeln unter einander hatten, und welche die Waffen in der Hand, unter den Augen des Papstes das Papstthum selbst in Schwäche und Ohnmacht erhielten. Tauchte auch zuweilen ein entschlossener Papst, wie Sixtus, auf, das blose Glück oder die blose Einsicht konnte ihn seiner unbequemen Stellung nicht alsobald entheben. Auch die kurze Lebensdauer der Päpste hatte Schuld daran, denn in zehn Jahren, welche über durchschnittlich ein Papst lebte, hatte er Noth, eine der Parteien zu demüthigen, und hatte etwa der eine Papst die Colonna beinahe auf die Seite geschoben, so kam ein anderer, ein Feind der Orsini, welcher jene wieder auftauchen ließ, und es war nicht gerathen, sie dann wieder auf die Seite zu schieben. Daher war denn die weltliche Macht des Papstes gering geachtet in Italien. Dann kam Alexander, der Sechste, der unter allen Päpsten, die je gewesen, zeigte, wie sehr ein Papst, sowohl mit Geld als durch Gewalt ein Uebergewicht gewinnen könne, und er führte mittelst des Herzogs von Valentinois und bei Gelegenheit des Zuges der Franzosen jene Dinge aus, die ich oben bei

Besprechung der Thaten des Herzogs beleuchtete. Obwohl seine Absicht nicht war, die Kirche mächtig zu machen, sondern den Herzog, so schlug doch das, was er that, für die Macht der Kirche um, welche nach seinem Tode und nach der Hinwegräumung des Herzogs Erbin seiner Errungenschaften wurde. Dann kam Papst Julius, und er fand die Kirche mächtig vor, da sie die ganze Romagna besaß, und da alle Baronen in Rom aus dem Wege geräumt und durch die Kämpfe Alexanders jene Parteien vernichtet waren. Und er fand zudem noch zur Anhäufung von Geld den Weg offen, von dem Alexander zuvor keinen Gebrauch gemacht hatte. Dies Alles führte Julius nicht nur aus, sondern seine Macht vergrößerte sich noch, und er gedachte, Bologna zu gewinnen, die Venezianer aufzureiben und die Franzosen aus Italien zu verjagen. Alle diese Unternehmungen gelangen ihm zu seinem um so größeren Ruhme, als er Alles aufbot, die Macht der Kirche und nicht eines Privatmannes zu vergrößern. Er erhielt auch die Parteien der Orsini und Colonna innerhalb jener Stellungen, welche er vorfand. Wiewohl unter ihnen sich die einen und die andern an die Spitze einer Meuterei stellten, wurden sie doch durch zwei Gründe im Zaume gehalten, einmal durch die Macht der Kirche, welche ihnen furchtbar war, dann, weil sie aus ihrer Mitte keine

Cardinäle im Collegium hatten, welche die Grundursache ihrer Händel unter einander waren. Und es werden diese Parteien nie ruhig sich verhalten, so oft sie Cardinäle haben, denn diese nähren in und außer Rom die Parteien und jene Baronen sind gezwungen, sie zu vertheidigen. So entstehen also aus dem Ehrgeiz der Prälaten die Uneinigkeiten und Meutereien zwischen den Baronen. Seine Heiligkeit der Papst Leo hat das Papstthum bei sehr hoher Macht vorgefunden, von ihm verhofft man, daß, wenn jene Päpste es mit Waffengewalt erhoben, er es durch Güte und seine übrigen vortrefflichen Eigenschaften zu höchster Größe und Würde emporheben werde.

XII.

Wie viele seien die Arten der Wehrverfassung und von Miethsoldaten.

Nachdem ich in einzelnen Abschnitten alle die Eigenschaften jener Fürstenthümer auseinandergesetzt, von denen ich Anfangs mir vorgenommen zu sprechen, und einigermaßen die Gründe ihres Gedeihens und ihres Verkommens angegeben, auch die Art und Weise gezeigt habe, wie viele Menschen sie zu gewinnen und zu behaupten suchten, so bleibt mir noch übrig, von den Mitteln des Angriffs und der Vertheidigung zu sprechen,

worauf ein jeder jener Staaten gefaßt sein muß. Wir haben oben bemerkt, wie ein Fürst nothwendig tüchtige Grundlagen seiner Macht haben muß, widrigenfalls er rettungslos verloren ist. Die hauptsächlichsten Grundlagen, welche alle Staaten, so neue, wie alte, oder gemischte, nur haben können, sind gute Gesetze und gute Waffen, und da es keine guten Gesetze geben kann, wo keine guten Waffen, und da es, wo gute Waffen, auch nothwendig gute Gesetze geben muß, so unterlasse ich, das Wahre der Gesetze zu beleuchten und beschränke mich auf die Waffen. Ich bemerke nun, daß die Waffen, mit welcher ein Fürst seinen Staat vertheidigt, entweder eigene oder in seinem Sold stehende oder zu Hülfe gezogene, oder dies Alles zugleich sind. Söldlinge und Hülfstruppen sind nutzlos und gefährlich, und wenn Einer bei Behauptung seines Staates auf Söldlingswaffen sich verläßt, so wird er nicht lang fest und sicher stehen, denn es sind dieselben uneinig, ehrgeizig, ohne Zucht, treulos, tapfer unter Freunden, unter Feinden feig, sie haben keine Furcht vor Gott und keinen Glauben bei den Menschen, und so verschiebt sich der Untergang nur so lange, als sich ein Angriff verschiebt, im Frieden bist du von ihnen, im Kriege von den Feinden geplündert. Dies kommt daher, weil sie keine andere Herzensneigung und keinen andern Grund haben, im

Felde zu stehen, als das bischen Sold, welcher nicht hinreichend ist, sie zu vermögen, für dich sterben zu wollen. Sie möchten wohl gerne deine Soldaten sein, so lange du keinen Krieg führst, aber, wenn der Krieg kommt, ausreißen und davonlaufen. Man sollte ohne viele Mühe sich hievon überzeugen, da der Untergang Italien's zur Zeit von nichts Anderem herrührt, als weil es im Laufe vieler Jahre nur auf dem Faulbette von Söldlingswaffen ruhte, welche schon hie und da gewisse Thaten vollführten und unter sich ganz tapfer erschienen, aber als der Fremde kam, zeigten sie, was an ihnen war. Es konnte daher König Karl von Frankreich Italien mit einem Kreidenstrich nehmen, und wer behauptete, daß unsere Sünden davon die Schuld tragen, der hatte Recht, ob es gleich nicht jene Sünden waren, welche man dafür hielt, sondern jene, welche ich auseinandergesetzt habe. Und da es Sünden der Fürsten waren, so haben diese auch ihre Strafe dafür gebüßt.

Ich will noch besser den heillosen Zustand dieser Waffen darthun. Die Söldlingsführer sind entweder tüchtige Leute oder nicht; sind sie es, so kannst du dich nicht auf sie verlassen, da sie immer nur auf eigene Macht Bedacht nehmen, indem sie entweder dich, der du ihr Herr bist, oder Andere gegen deine Absicht unterdrücken; ist aber der Führer nicht thatkräftig, so ruinirt er dich ohne-

hin. Wirft man mir ein, daß das Nämliche Jeder thun wird, der die Waffen in der Hand führt, sei er Söldling oder nicht, dem antworte ich: die Heeresmacht ist gestellt entweder von einem Fürsten oder einem Freistaate. Der Fürst muß in Person ausziehen und das Amt des Führers verwalten; der Freistaat hat seine Bürger zu senden, und sendet er Einen, der sich nicht gewachsen erzeigt, so muß er ihn durch einen Andern ersetzen, erzeigt er sich aber als solchen, so muß er ihn mit Vorschriften einschränken, die er nicht überschreiten darf. Die Erfahrung lehrt uns, daß allein Fürsten und bewaffnete Freistaaten die größten Fortschritte machen, dagegen Söldlingswaffen immer nur Schaden bringen, und es ist schwerer, daß dem Gehorsame eines seiner Mitbürger ein Freistaat unterthan werde, der ein eigenes, als der ein fremdes Heer besitzt. Rom und Sparta waren Jahrhunderte lang unter den Waffen und frei, die Schweizer sind die am stärksten Bewaffneten und Freiesten. Von Söldlingswaffen im Alterthume geben uns ein Beispiel die Carthager und zwar um deßwillen, weil sie von ihren eigenen Söldlingen unterdrückt wurden nach Beendigung des ersten Kriegs mit den Römern, obwohl sie zu Anführern selbst eigene Bürger hatten. Philipp von Macedonien wurde von den Thebanern nach dem Tode des Epaminondas zum Führer ihres Heeres er-

wählt und er entriß ihnen nach dem Siege die Freiheit. Die Mailänder mietheten nach dem Tode des Herzogs Philippo, Francesco Sforza gegen die Venezianer; derselbige verband sich, nachdem er die Feinde bei Caravaggio überwunden, mit diesen, um die Mailänder, seine Herren zu unterdrücken. Sforza's Vater, welcher als Söldling unter der Königin Johanna von Neapel diente, ließ sie auf einmal von aller Waffenmacht entblößt im Stiche, weßhalb sie sich, um nicht ihr Königreich zu verlieren, dem König von Aragonien in die Arme warf. Wenn die Venezianer und Florentiner ihre Macht in früherer Zeit mit solchen Waffen vergrößerten und ihre Führer sich nicht zu Fürsten aufwarfen, sondern sie blos vertheidigten, so antworte ich: daß die Florentiner in diesem Falle vom Glücke begünstigt gewesen sind, da von tapfern Führern, welche sie fürchten konnten, Einige nicht den Sieg davon trugen, Andere Widerstand fanden, Andere ihrem Ehrgeiz eine andere Richtung geben. Der nicht siegte, war Giovanni Acuto, von dessen Treue, da er nicht siegte, man sich nicht überzeugen konnte, aber Jeder wird bekennen, daß, falls er siegte, die Florentiner ihm auf Gnade und Ungnade ergeben waren. Sforza hatte immer die Braccio zu Gegnern und einer überwachte den andern. Francesco richtete seine ehrgeizigen Plane gegen die Lombardei;

Braccio gegen die Kirche und das Königreich Neapel. Sehen wir aber zu, was erst vor Kurzem sich ereignete. Es bestellten die Florentiner Paolo Vitelli zu ihrem Anführer, einen höchst verständigen Mann, und der, früher in einfach bürgerlichen Verhältnissen, später ein ungeheueres Ansehen gewann; wenn dieser Pisa eroberte, so wird Niemand leugnen, daß die Florentiner es mit ihm halten mußten, denn wäre er in die Dienste ihrer Feinde getreten, so waren sie selbst verloren, behielten sie ihn in ihren Diensten, so mußten sie ihm gehorchen. Bedenkt man die Fortschritte der Venezianer, so sieht man sie mit Sicherheit und rühmlichem Erfolge handeln, so lange ihre eigenen Bürger Krieg führten, welches der Fall war, bevor sie Unternehmungen zu Lande sich hingaben, da sie denn mit ihren eigenen Edelleuten und dem bewaffneten Volke tapfer sich schlugen. Als sie aber anfingen, zu Lande Krieg zu führen, da entwöhnten sie sich dieser Tapferkeit und folgten dem Brauche Italiens, und im Anfang ihrer Landeroberung hatten sie, weil sie kein großes Gebiet besaßen und selbst in hoher Achtung standen, ihre Anführer nicht sehr zu fürchten. Aber als sie sich ausbreiteten, welches unter Carmignola geschah, konnten sie sich von diesem Fehler überzeugen. Nachdem sie selbigen als ausgezeichnet tapfern Mann kennen gelernt, unter seinem Oberbefehl

den Herzog von Mailand geschlagen hatten, andererseits aber wohl wußten, daß er sich im Kriege nicht übereile, glaubten sie mit ihm nicht mehr siegen zu können. Weil sie ihn entlassen weder wollten noch konnten, so waren sie, setzten sie nicht auf's Spiel, was sie erobert hatten, um ihrer eigenen Sicherheit willen genöthigt, ihn zu ermorden. Später hatten sie zu ihren Anführern Bartolomeo da Bergamo, Ruberto da San Severino, den Grafen di Pitigliano und Aehnliche, unter deren Oberbefehl sie eher um Verlust als um Gewinn besorgt sein durften; wie es darnach bei Vaila sich ereignete, wo sie in Einer Schlacht verloren, was sie in achthundert Jahren mit so großer Mühe gewonnen hatten. Solche Waffen bringen allein langsame, verspätete und schwache Eroberungen, plötzliche und wunderbare Verluste. Da ich nun einmal mit diesen Beispielen in Italien angelangt bin, welches viele Jahre hindurch mit Söldlingswaffen regiert wurde, so will ich noch weiter ausholen, auf daß man, nachdem ihr Ursprung und ihre Entwickelung dargethan, um so besser ihren Gebrauch regeln könne. Man muß nämlich wissen, daß jemehr die Kaisermacht in diesen jüngsten Zeiten aus Italien gedrängt zu werden begann und der Papst im Weltlichen mehr Einfluß erlangte, in desto mehrere Staaten Italien sich theilte. Viele große Städte ergriffen die Waffen

gegen ihre Adeligen, welche, vom Kaiser begünstigt, sie zuvor fortwährend unterdrückt hatten; nun begünstigte die Kirche die Städte, um Einfluß im Weltlichen zu gewinnen. In vielen andern Städten warfen sich die eigenen Bürger zu Fürsten auf. Nachdem so Italien beinahe ganz in die Hände der Kirche und einiger wenigen Republiken gelangt war, und jene geistliche Herren und diese Bürger, welche sich zu Fürsten aufgeworfen hatten, die Waffen nicht zu führen verstanden, so fingen sie an, Ausländer in ihren Sold zu nehmen. Der Erste, welcher solcher Kriegsmannschaft Achtung verschaffte, war Alberico da Como aus der Romagna. Aus seiner Schule gingen unter Andern Braccio und Sforza hervor, welche zu ihren Zeiten frei über Italien schalteten. Nach ihnen kamen alle die Andern, welche bis auf unsere Tage herab die Waffen Italiens befehligten. Das Ende ihrer Tapferkeit war, daß Italien von Karl durchzogen, geplündert von Ludwig, bewältigt von Ferdinand und von den Schweizern verunehrt wurde. Die Art und Weise, die jene Rottenführer einhielten, um ihren Leuten Achtung zu verschaffen, war zuerst, dem Fußvolke alle Achtung zu entziehen. Sie thaten dies, da sie ohne eigenes Gebiet und Vermögen allein auf ihren Erwerb gewiesen, durch eine geringe Streitmacht an Fußvolk nicht Achtung gewinnen und doch eine

größere nicht ernähren konnten; sie beschränkten sich daher auf Reiterei, wodurch sie bei erträglicher Anzahl Erwerb und Ehre fanden. Sie trieben diese Einrichtung soweit, daß in einem Heere, welches 20,000 Mann stark war, keine 2000 Fußgänger sich befanden. Ueberdies trugen sie noch alle Vorsorge, um sich und den Soldaten Mühe und Furcht zu ersparen, und in ihren Scharmützeln giengen sie nicht auf Tod und Leben gegen einander los; ohne Blutbad plünderten sie nur die Gefangenen aus. Sie schoßen nicht des Nachts auf belagerte feste Plätze, und die Belagerten eben so wenig des Nachts nach den Zelten der Belagerer; sie schlugen kein festes Lager, weder Pallisaden, noch Schanzen, auch zogen sie nie zur Winterzeit in's Feld. All' dies war ihnen nach ihrer Kriegsordnung erlaubt und von ihnen erfunden, um Mühen und Gefahren, wie schon bemerkt, aus dem Wege zu gehen. So haben sie über Italien Sklaverei und Schande gebracht.

XIII.

Von Hülfstruppen, gemischten, und eigenen.

Hülfstruppen, welche die zweite Gattung nutzloser Streitmacht bilden, sind es, wenn ein Potentat angerufen wird, daß er mit seinen Waffen komme, dich zu

unterstützen und zu vertheidigen, wie in jüngster Zeit Papst Julius that, welcher, nachdem er sich bei der Unternehmung gegen Ferrara von dem schlechten Meisterstücke seiner Söldlingstruppen überzeugt hatte, auf Hülfstruppen verfiel und mit Ferdinand, König von Spanien, überein kam, daß dessen Soldaten und Kriegsleute ihn unterstützten. Solche Waffen können an sich selbst brauchbar und tüchtig sein, aber für den, der sie zu Hülfe ruft, sind sie immer verderblich, denn, verlieren sie, so lassen sie dich im Stiche, siegen sie, so bist du ihr Gefangener. Obwohl solcher Beispiele voll sind die Geschichten des Alterthums, so will ich doch bei jenem des Papstes Julius des Zweiten verweilen, da es noch im frischen Angedenken ist. Es konnte der Weg, den er einschlug, um Ferrara zu nehmen, nur als der unrichtige gelten, indem er sich ganz in die Arme eines Fremden warf. Aber sein Glücksstern ließ eine dritte Ursache auftauchen, daß er nicht die Früchte seiner übeln Wahl ärntete. Denn, nachdem seine Hülfstruppen bei Ravenna geschlagen waren, und die Schweizer sich erhoben, welche die Sieger vertrieben, dessen weder er, noch Andere sich versahen, kam es, daß er weder seinen Feinden, denn diese waren in die Flucht geschlagen, noch seinen Hülfstruppen, denn er hatte mit anderen Waffen als den ihrigen gesiegt, als Gefangener in die Hände

fiel. Die Florentiner von aller Waffenmacht entblößt, führten 10,000 Franzosen nach Pisa, um es zu erobern. Bei diesem Zuge setzten sie sich größerer Gefahr aus, als in jeder andern Zeit ihrer Kämpfe. Der Kaiser von Constantinopel ließ um seinen Nachbarn zu widerstehen, 10,000 Türken in Griechenland einrücken, welche nach Beendigung des Kriegs nicht mehr fortgehen wollten, welches der Anfang war zur Verknechtung Griechenlands durch die Ungläubigen. Wer nun nie in den Fall kommen will zu siegen, bediene sich nur der Hülfstruppen, welche viel gefährlicher als die Söldlingstruppen sind, denn von ihrer Seite her ist der Untergang fertig, sie sind Alle einig und dem Willen eines Fremden unterthan. Aber Söldlingstruppen brauchen, um feindlich gegen dich aufzutreten, haben sie gesiegt, mehr Zeit und eine günstigere Gelegenheit, da sie nicht ein Ganzes bilden und von dir geworben und bezahlt sind; ein Dritter, den du als Führer über sie gesetzt hast, kann nicht plötzlich so große Macht gewinnen, welche dir schade. Kurz bei den Söldlingstruppen ist Feigheit gefährlicher, bei den Hülfstruppen Tapferkeit. Ein kluger Fürst hat daher stets vor solchen Waffen sich gehütet, war auf eigene bedacht, und wollte lieber mit diesen verlieren als mit den fremden siegen, dafür haltend, nicht wahrhaftiger Sieg sei jener, welcher mit

fremden Waffen gewonnen ward. Ich werde auch keinen Anstand nehmen, Cäsar Borgia und seine Thaten in dieser Beziehung anzuführen. Dieser Herzog drang mit Hülfstruppen in die Romagna ein. Er führte blos französische Soldaten dorthin und nahm mit ihnen Imola und Furli. Da ihm diese Waffen aber später nicht mehr sicher genug schienen, so entschied er sich für Söldlingstruppen, weil er sie für weniger gefährlich hielt, und er nahm in seinen Sold die Orsini und Vitelli. Er erfand sie aber in seinen spätern Kriegshändeln unverlässig, treulos und gefährlich, löste sie auf, und schuf ein eigenes Heer. Man kann leicht den Unterschied zwischen den einen und den andern Waffen ermessen. Betrachtet man nämlich, welcher Unterschied in der Achtung des Herzogs stattfand, als er die Orsini und Vitelli hatte, und als er auf eigene Soldaten und auf sich selbst gewiesen war, so wird man dieselbe nur im Zunehmen begriffen erkennen. Er war niemals so hoch geachtet, wie Jeglicher begreift, als damals, als er uneingeschränkter Herr seiner eigenen Waffen war. Ich wollte nur Beispiele aus der italienischen Geschichte und zwar der jüngsten anführen, doch kann ich nicht unterlassen, von Hiero von Syracus zu handeln, da ich ihn oben schon erwähnt habe. Derselbige, wie ich erzählte, wurde von den Syracusanern zum Oberbefehlshaber

ihrer Truppen bestellt. Er sah sogleich ein, daß solches Söldlingsheer nutzlos sei, da dessen Hauptleute ganz wie unsere italienischen beschaffen waren; und da er vermeinte, sie weder behalten, noch fortschicken zu dürfen, ließ er sie alle in Stücke hauen; hernach führte er Krieg mit eigenen Waffen und nicht mehr mit fremden. Ich will auch auf einen Zug im alten Testamente, welcher ganz hierher paßt, aufmerksam machen. Als David sich dem Saul anbot, mit Goliath dem Philister, welcher eine Herausforderung hatte ergehen lassen, sich zu schlagen, so gab Saul dem David seine eigene Rüstung, ihn zu ermuthigen. Dieser hatte sie kaum angethan, so stand er ab und sagte, mit ihr könne er nicht für sich einstehen, und er wolle dem Feind mit seiner Schleuder und mit seinem Messer zu Leibe gehen. Genug, fremde Rüstung wird dir entweder vom Rücken fallen, oder dir zu enge seyn. Karl VII., Vater Königs Ludwig IX., welcher mit seinem Glücke und Muthe Frankreich von den Engländern befreite, kannte jene Nothwendigkeit, sich mit eigenen Waffen zu wappnen und ordnete in seinem Reiche die Aushebung von Reitern und Fußgängern an. Sein Sohn Ludwig hob später diese Einrichtung wieder auf und fing an, Schweizer in seinen Sold zu nehmen; dieser Fehler ging im Gefolge von andern Fehlern und war, wie man jetzt

thatsächlich ersieht, der Grund der Gefahren seines Reiches. Er brachte die Schweizer zu Ansehen, während er sein ganzes eigenes Heer schwächte, löste die Fußgänger ganz auf und gewöhnte seine eigenen Reiter an fremden Waffenbrauch, wodurch es geschah, daß sie, gewöhnlich nur den Schweizern zur Seite kämpfend, nicht mehr ohne sie siegen konnten. Daher kommt es auch, daß die Franzosen gegen die Schweizer nicht Stand halten und ohne die Schweizer ebensowenig Andern gegenüber. Deshalb ist das französische Heer ein gemischtes, besteht theils aus Söldlingen, theils aus Eingeborenen. Diese Waffen in solcher Verbindung sind viel besser als die einfachen Söldlinge oder die einfachen Hülfstruppen, aber stehen gegen die eigenen weit zurück. Das angeführte Beispiel möge genügen; Frankreich wäre nämlich unüberwindlich, wenn man Karls Einrichtungen vervollkommnet oder nur erhalten hätte. Aber die geringe Klugheit der Menschen beginnt ein Ding, das zuerst gut schmeckt und nicht das in ihm verborgene Gift verräth, wie ich oben von den ethischen Fiebern bemerkte. Es ist daher Derjenige, welcher im Besitz eines Fürstenthums sich befindet und nicht die Uebel in ihrem Entstehen erkannt, nicht wahrhaft weise; das ist Wenigen gegeben. Wenn man den ersten Einsturz des römischen Reichs betrachtet, so findet man, daß er allein

dadurch herbeigeführt war, daß die Gothen in Sold genommen wurden; von da fing die Kraft des Römerreichs an zu ersiechen, und alle die Stärke, die von ihm floh, ging auf jene über. Ich folgere nun, daß ohne eigene Waffen kein Fürstenthum sicher sei, sei es auch noch so sehr ein Schooßkind des Glücks, wenn es nicht innere Kraft besitzt, die es in bösen Tagen vertheidigt. Es war immer Meinung und Urtheil weiser Männer, daß nichts so hinfällig und unbeständig sei, als der Ruf einer Macht, die nicht auf eigene Stärke sich gründete. Eigene Waffen sind solche, welche bestehen aus Unterthanen oder Bürgern oder eigenen Kreaturen, alle andern sind Söldlings- oder Hülfswaffen. Die Art und Weise, wie eigene Waffen einzurichten, ist leicht aufzufinden, wenn die von mir oben genannten Einrichtungen erwogen werden, und wenn man bedenkt, wie Philipp, Alexander des Großen Vater, und wie viele freie Gemeinwesen und Fürsten sich waffneten und einrichteten; auf sie beziehe ich mich durchaus.

XIV.

Was dem Fürsten in Bezug auf die Wehrverfassung zustehe.

Es darf ein Fürst keinen andern Gegenstand, keinen andern Gedanken haben, noch irgend ein anderes Ding

zu seiner Beschäftigung machen, als Krieg, Kriegsbrauch und Kriegszucht. Dieser Kunst versieht man sich allein von dem, der den Oberbefehl führt, und sie ist von so hoher Vortrefflichkeit, daß sie nicht nur geborne Fürsten erhält, sondern oftmals Männer vom Privatstande aus zu jenem Range emporführt. Dagegen sieht man, daß, wenn Fürsten mehr an Gutschmeckereien, als an die Waffen dachten, sie ihren Staat verloren, der erste Grund seines Verlustes ist die Geringschätzung dieser Kunst. Francesco Sforza, da er gewaffnet war, wurde vom Privatmanne aus Fürst von Mailand; und seine Söhne, da sie die Mühen und die Strapazen der Waffen scheuten, wurden von Herzögen aus Privatleute. Zu den übrigen Gründen des Unglücks, welches dir der Mangel an Waffen zuzieht, kommt noch, daß du darum misachtet wirst. Dies ist eine von jenen Blößen, vor denen sich ein Fürst hüten muß, wie ich später auseinandersetzen werde. Zwischen einem Bewaffneten und einem Unbewaffneten besteht gar kein Verhältniß, und es ist vernunftwidrig, daß ein Bewaffneter gerne dem Entwaffneten gehorchen, und daß der Entwaffnete sicher sei vor bewaffneten Dienern. Denn da in dem einen Verachtung, in dem andern Verdacht, so ist es nicht möglich, daß sie mit einander zusammenhalten. Und gar ein Fürst, der auf das Heer sich nicht versteht,

kann neben allem anderen Unglücke, wie bemerkt, von seinen Soldaten nicht geachtet sein und sich nicht auf sie verlassen. Er darf darum nie den Gedanken abwenden von solcher Uebung des Kriegs, und im Frieden darf er sich nur mehr üben, als im Kriege und dies auf zweierlei Weise, sowohl durch praktische Uebung, wie in geistiger Betrachtung. Was die praktische Uebung betrifft, so muß er, zudem, daß er die Seinigen in guter Zucht und Uebung erhält, immer auf der Jagd sich herumtreiben und mittelst ihrer den Körper an Strapazen gewöhnen und dabei die eigenthümliche Beschaffenheit der natürlichen Lage eines Landes kennen lernen, beobachten wie die Berge sich erheben, die Thäler einmünden, die Flächen sich erstrecken; von der Beschaffenheit der Flüsse und Seen sich unterrichten und darauf die größte Sorge verwenden. Solche Kenntniß ist in zwei Beziehungen nützlich. Einmal lernt man das eigene Land kennen und kann besser die Mittel seiner Vertheidigung abschätzen, dann begreift man auch durch die Auffassung der natürlichen Lage eines Landes und die Uebung darin leicht die Lage eines andern Landes, dessen schnelle Kenntniß Einem nothwendig wird; denn die Hügel, Thäler, Flächen, Flüsse und Seen, die z. B. in Toscana sind, haben mit denen anderer Länder eine gewisse Aehnlichkeit, so daß durch Kenntniß der natür-

lichen Lage des einen Landes, man leicht zur Kenntniß der Lage des andern gelangen kann. Dem Fürsten, dem diese Kenntniß abgeht, fehlt es am ersten Stück, das ein Feldhauptmann besitzen soll; sie lehrt ihn den Feind aufzufinden, Standquartiere zu nehmen, den Heereszug zu leiten, Schlachten zu ordnen, mit Vortheil die festen Plätze zu belagern. Von Philopömen, Fürsten der Achäer, wird, neben anderm Ruhmswürdigen, welches die Schriftsteller von ihm preisen, erzählt, daß er in Friedenszeiten an Nichts, als an den Krieg dachte, und wenn er mit seinen Freunden in der freien Natur sich erging, oft stille stand und mit ihnen darüber Betrachtung anstellte: wenn die Feinde auf diesem Hügel stünden, und wir stießen da auf sie mit unserm Heere, wer von uns wäre im Vortheil? Wie könnte man sicher sie aufsuchen, mit Einhaltung der Regeln? Wenn wir uns zurückziehen wollten, was hätten wir zu thun? Wenn sie sich zurückzögen, wie müßten wir sie verfolgen? Und indem er weiter ging, legte er ihnen alle die Fälle vor, die in einem Heere sich ereignen können, hörte ihre Meinung ab, sagte die seine, bestärkte sie mit Gründen; bei solchen beständigen Ueberlegungen konne, während er selbst das Heer führte, nie ein Unfall begegnen, gegen den er nicht Vorsorge getroffen hätte. Was die Uebung geistiger Betrachtung anlangt,

so soll ein Fürst die Geschichten lesen, und in ihnen die Handlungen ausgezeichneter Männer erwägen, zusehen, wie sie sich in den Kriegen benahmen, die Gründe prüfen ihres Siegs und Untergangs, um diese zu fliehen, jene nachzuahmen und vor Allem thun, wie mancher ausgezeichnete Mann in der Vergangenheit gethan hat, den er sich zur Nachahmung erwählte, nämlich dessen, der vor ihm Lob und Ruhm ärntete, Thaten und Handlungen immer sich gegenwärtig zu erhalten, wie man von Alexander dem Großen erzählt, daß er Achilles nachahmte, Cäsar den Alexander, Scipio den Cyrus. Wer nur Cyrus Leben von Xenophon liest, findet in Scipios Leben, wie sehr diesem jene Nachahmung zum Lobe gereichte, und wie in Unbescholtenheit, Leutseligkeit, Menschlichkeit und Freigebigkeit Scipio sich nach jenen Eigenschaften und Handlungen bildete, die Xenophon von Cyrus berichtet. Solches und ähnliches Benehmen soll ein kluger Fürst einhalten und niemals auch nicht in friedlichen Zeiten müssig seyn, sondern mit Fleiße darauf sein Augenmerk richten, in bösen Tagen kräftig dastehen zu können, auf daß, wenn das Glück sich wendet, es ihn bereit finde zum Widerstand gegen seine Stöße.

XV.

Von den Dingen, vermöge deren die Menschen und vorzüglich die Fürsten gelobt oder getadelt werden.

Es bleibt nun noch zu betrachten, in welcher Weise ein Fürst sich gegen die Unterthanen und die Freunde benehmen soll. Da ich weiß, daß Viele darüber geschrieben, muß ich fast meinen, wenn ich noch einmal darüber schreibe, für anmaßend zu gelten, indem ich darin, wie ich diese Sache ansehe, von den Grundsätzen Anderer am meisten abweiche. Es ist jedoch meine Absicht, dem Kundigen etwas Nützliches an die Hand zu geben, und es schien mir gemessener, dem wirklichen Wesen der Sache nachzugehen, als einer Einbildung von ihr, (und Viele haben sich Freistaaten und Fürstenthümer eingebildet, die nie gesehen, noch in Wahrheit vorhanden erkannt wurden). Es ist aber nach meinem Dafürhalten ein so großer Unterschied zwischen dem, wie man lebt und dem, wie man leben soll, daß derjenige, welcher das, was geschieht, aus dem Auge verliert über dem, was geschehen soll, viel eher seinen Untergang, als seine Erhaltung sich bereitet. Ein Mensch, der in allen Wegen von Edelmuth Profession machen wollte, müßte nothwendig zu Grunde gehen inmitten so Vieler,

welche nicht edelmüthig sind. Es muß daher ein Fürst, welcher sich behaupten will, lernen, nicht edelmüthig sein zu können, davon Gebrauch zu machen und nicht Gebrauch zu machen, nach Maaßgabe der äußern Nothwendigkeit.

Ich lasse nun das, was man sich in Bezug auf einen Fürsten eingebildet hat, bei Seite und erörtere das Wesentliche; deshalb bemerke ich: alle Menschen, wenn sie zum Gegenstand des Besprechens gemacht werden, und vorzüglich die Fürsten, da sie höher gestellt sind, werden mit einer jener Eigenschaften bezeichnet, welche ihnen entweder Tadel oder Lob zuziehen. Es wird nämlich der eine für freigebig, der andere für geizig (misero) gehalten, (ich bediene mich hier eines Toskanischen Ausdrucks, da das Wort avaro in unserer Sprache auch einen Raubgierigen bedeutet; misero nennen wir den, der von seinem Vermögen allzukärglichen Gebrauch macht), der eine für dem Schenken, der andere dem Raube geneigt, der eine für grausam, der andere mitleidig; der eine für treubrüchig, der andere verläßig; der eine für weibisch und unschlüssig, der andere wild und mannhaft, der eine für menschenfreundlich, der andere stolz, der Eine ausschweifend, der Andere keusch; der Eine aufrichtig, der Andere hinterlistig; der Eine hart, der Andere weich; der Eine bedächtig, der Andere

leichtsinnig; der Eine fromm, der Andere ungläubig und so fort. Ich weiß, daß Jeglicher zugesteht, es wäre ein gar löbliches Ding um einen Fürsten voll aller jener genannten Eigenschaften, die für tugendhaft gelten; da man sie aber nicht allzusammt bewähren kann, um der Bedingungen des menschlichen Wesens willen, welche es unmöglich machen, so muß er so klug sein, der Schmach jener Laster, die ihm die Herrschaft entreißen, ausweichen zu können und sich vor jenen, die sie ihm nicht entreißen würden, soviel als möglich zu hüten; ist es nicht möglich, so kann er sich bei einiger Vorsicht gehen lassen. Trage er auch kein Bedenken, die Schande solcher Laster auf sich zu laden, ohne welche schwerlich die Herrschaft gerettet wird. Ueberlegt man nun Alles wohl, so wird man finden, daß Manches, was als Edelmuth erscheint, im Falle man es befolgt, zum Ruine führt, und aus manchem Anderen, was als ein Laster erscheint, im Falle man es befolgt, die Sicherheit und der eigene Vortheil hervorgeht.

XVI.

Von der Freigebigkeit und dem Geize.

Ich beginne sofort mit den ersten, oben bezeichneten Eigenschaften und bemerke, daß es besser sein möchte, für freigebig zu gelten; doch gereicht die Freigebigkeit,

geübt auf eine Weise, daß du nicht mehr gefürchtet wirst, dir zum Nachtheil. Uebst du sie auf edelmüthige und gehörige Weise, so wird sie nicht bekannt, und doch entgehst du auch der Schmach ihres Gegentheils. Will man nämlich unter den Leuten den Ruf der Freigebigkeit sich erhalten, dann darf man keine Art des Aufwands scheuen, und so wird ein Fürst, wenn er sich dazu versteht, in dergleichen Dingen all' sein Vermögen vergeuden und endlich gezwungen sein, will er den Ruf des Freigebigen erhalten, sein Volk außerordentlich zu belasten, ein Plusmacher zu werden und Alles aufzubieten, was nur immer dazu dient, Geld zu verschaffen. Dies aber wird ihn bald bei den Unterthanen verhaßt machen und ihn bei Jedermann in der Achtung herabbringen, wenn er verarmt. Er hat nun mit seiner Freigebigkeit bei Vielen angestoßen, bereichert Wenige, er fühlt das nächste Unglück und läuft bei der ersten Gelegenheit Gefahr. Erkennt er dies und will er einlenken, so verfällt er plötzlich dem bösen Rufe des Geizes. Ein Fürst also, der diese Tugend der Freigebigkeit auf eine Weise, daß sie als solche bekannt wird, nicht ohne seinen Schaden üben kann, darf, ist er klug, um den Namen des Geizigen sich nicht kümmern. Mit der Zeit wird er immer mehr für freigebig gelten, wenn man sieht, ß bei seiner Sparsamkeit seine Einkünfte ausreichen,

daß er gegen die, welche ihn mit Krieg überziehen, sich vertheidigen, daß er Unternehmungen machen kann, ohne sein Volk zu belasten, so daß es herauskommt, als übe er Freigebigkeit gegen Alle, denen er nichts nimmt, und deren sind Unendliche, und Geiz gegen Diejenigen, welchen er nichts gibt und deren sind Wenige. In unseren Zeiten haben wir große Dinge nur von denen ausführen sehen, welche als Geizige galten; die Anderen sind zu Grunde gegangen. Papst Julius II., welcher des Rufs des Freigebigen sich bediente, um zur Papstwürde zu gelangen, dachte nicht daran, denselben sich zu erhalten, um Krieg gegen den König von Frankreich führen zu können, und er führte soviele Kriege, ohne eine außerordentliche Steuer aufzulegen; seine überflüssigen Ausgaben brachte seine langjährige Sparsamkeit ins Gleichgewicht. Hätte der gegenwärtige König von Spanien für freigebig gegolten, so hätte er nicht soviele Unternehmungen angefangen und hinausgeführt. Um nicht in den Fall zu kommen, seine Unterthanen plündern zu müssen, um sich vertheidigen zu können, um nicht arm und verächtlich zu werden, endlich um nicht genöthigt zu sein, räuberisch zu werden, darf es ein Fürst so hoch nicht anschlagen, in den Ruf eines Geizigen zu kommen, da dieses eines derjenigen Laster ist, welche seine Herrschaft bedingen. Behauptete mir Einer, Cäsar ward

durch seine Freigebigkeit Imperator, und viele Andere gelangten, weil sie freigebig waren und dafür galten, zu den höchsten Stufen, so antworte ich: du bist entweder schon ein Fürst oder du bist auf dem Wege, es zu werden. Im ersten Falle ist solche Freigebigkeit schädlich, im zweiten ist es gar wohl nothwendig, für freigebig zu gelten, und Cäsar war Einer von Jenen, die erst zum Fürstenthum über Rom gelangen wollten; hätte er aber, nachdem er dazu gelangt war, länger gelebt und sich jenes Aufwands nicht enthalten, so würde er das Reich zu Grunde gerichtet haben. Wollte darauf Einer einwenden, es gab viele geborne Fürsten, welche große Dinge ausrichteten und im Rufe größter Freigebigkeit standen, so entgegne ich: der Fürst wendet entweder von dem Seinigen und vom Vermögen seiner Unterthanen auf oder von dem Dritter; im ersten Fall muß er sparsam sein, im zweiten darf es ihm um den Ruf der Freigebigkeit einigermaßen zu thun sein, und der Fürst, der mit Kriegsheeren umzieht, der von Beute lebt, von Raub und Brandschatzung, und mit fremdem Gute Haus hält, dem ist diese Freigebigkeit nothwendig, da ihm sonst seine Soldaten nicht gehorchen. Mit dem, was weder dir, noch deinen Unterthanen gehört, kannst du ganz freigebig seyn, wie Cyrus, Alexander, Cäsar thaten. Fremdes Gut aufwenden, nimmt dir nicht

Achtung, sondern gewinnt dir neue, das Deinige verthun, das Allein schadet dir. Es gibt kein Ding, das sich selbst so aufriebe, als die Freigebigkeit, die, während du sie übst, die Eigenschaft verliert, geübt werden zu können; du wirst entweder arm oder mißachtet und, um der Armuth zu entgehen, raubgierig und verhaßt. Und zu all den Dingen, vor denen ein Fürst sich hüten soll, gehört es, verhaßt und verachtet zu seyn, und die Freigebigkeit bringt dich zum Einen und Andern. Es ist daher klüger, sich den Ruf des Geizigen zu erwählen, der eine Schande ohne Gefahr erzeugt, als, um des Rufs der Freigebigkeit willen, nothwendig in den Ruf eines Raubgierigen zu verfallen, welcher Schande und Haß zugleich erzeugt.

XVII.

Von der Grausamkeit und Milde, und ob es besser sei, geliebt, als gefürchtet zu werden.

Fortgehend jetzt zu den andern angeführten Eigenschaften, bemerke ich: jeder Fürst soll wünschen für mitleidig und nicht für grausam zu gelten; doch darf er sich vorsehen, von diesem Mitleid keinen übeln Gebrauch zu machen. Cäsar Borgia galt für grausam. Nichts destoweniger hatte diese seine Grausamkeit in der Ro-

magna Eintracht, Einheit hergestellt; ihr Friede und Treu' und Glaube wiedergeschenkt. Ueberlegt man dies wohl, so sieht man ein, daß Jener viel menschlicher war, als das florentinische Volk, welches, um dem Rufe der Grausamkeit zu entgehen, es geschehen ließ, daß Pistoja zerstört wurde. Es darf auch ein Fürst um die Schmach für grausam zu gelten, sich nicht kümmern, um seine Unterthanen in Einigkeit und Gehorsam zu erhalten. Durch wenige Beispiele bringt er es dahin, für mitleidiger zu gelten, als Jene, welche aus zuviel Mitleid Unordnungen ihren Lauf lassen, woraus Mord und Raub entsteht. Solches stößt bei der ganzen Masse des Volks, und jene Hinrichtungen, welche vom Fürsten ausgehen, stoßen nur bei Einzelnen an. Unter allen Fürsten ist es dem neuen Fürsten unmöglich, dem Rufe des Grausamen auszuweichen, da neue Staaten voll von Gefahren sind. Daher entschuldigt Virgilius im Munde der Dido die Unmenschlichkeit ihrer Regierung damit, daß sie eine neue sei, indem er singt:

Hartes Geschick und des Reiches Entsteh'n heischt
solches Beginnen
Und mit Wache zu schirmen das Land weitum...

Nichts desto weniger muß es einem Fürsten schwer ankommen, Glauben zu schenken und sich in Bewegung zu setzen; vor seiner eigenen Person darf er nicht in

Furcht setzen und mit berechneter Klugheit und Menschlichkeit zu Werke gehen, auf daß zu großes Vertrauen ihn nicht unvorsichtig und zu großes Mißtrauen ihn nicht unerträglich mache. Es entsteht da ein Streitfall, ob es besser sei, geliebt als gefürchtet, oder gefürchtet als geliebt zu werden. Es wird geantwortet: man soll nach dem Einen und dem Anderen streben; aber, da es schwer ist, daß Beides neben einander bestehe, so ist es viel sicherer, gefürchtet, als geliebt zu werden, wenn ja Eines von Beiden fehlen soll. Man kann nämlich gar wohl von den Menschen im Allgemeinen behaupten, daß sie undankbar seien, wetterwendisch, heuchlerisch, feige, gewinnsüchtig. Während du ihnen Wohlthaten erzeigst, sind sie ganz die Deinigen, bieten dir das Blut, das Kleid, das Leben, ihre Söhne an (wie ich schon bemerkte), so lange das Bedürfniß entfernt ist. Kommt es aber, dann empören sie sich. Der Fürst, der sich auf ihr Wort verließ, und sich von andern Vorkehrungen entblößt sieht, geht zu Grunde; denn die Freundschaften, welche durch Geld und nicht durch Größe und Adel des Geistes erworben werden, sind allerdings brauchbar, halten aber nicht, und in Zeiten der Noth kann man kein Geld dafür ausgeben. Und die Menschen sind rücksichtsloser, den zu beleidigen, der sich lieben, als der sich fürchten macht.

Die Liebe ist gehalten durch ein Band der Verpflichtung, welches, wie denn die Menschen einmal schlecht sind, bei jeder Gelegenheit eigenen Vortheils gebrochen wird; Furcht ist aber erzeugt durch die Erwartung der Strafe, und dieselbe hört niemals auf. Es darf jedoch ein Fürst sich in Furcht setzen nur auf eine Weise, daß er Liebe zwar nicht gewinnt, aber Haß nicht erregt, denn es verträgt sich gar wohl zusammen, gefürchtet und nicht gehaßt zu sein; daher enthalte er sich von der Kleidung seiner Bürger und seiner Unterthanen und von ihren Weibern. Und muß er ja einmal gegen das Leben des Einen oder des Anderen einschreiten, so thue er es da, wo ein hinreichender Grund und offenkundiger Rechtsfall vorhanden ist; vor Allem aber enthalte er sich von dem Vermögen Anderer; denn die Menschen vergessen eher den Tod ihres Vaters, als den Verlust ihres Erbes.

Gründe, fremdes Vermögen wegzunehmen, fehlen nie, und immer findet Der, welcher einmal anfängt, vom Raube zu leben, neue Gründe, das Eigenthum des Zweiten und Dritten anzugreifen, und es sind dagegen jene Gründe, gegen das Leben einzuschreiten, desto seltener und fehlen desto öfter. Hat jedoch der Fürst Kriegsheer und eine Menge Soldaten an der Seite, dann darf er sich unter keiner Bedingung um den Ruf der Grausamkeit kümmern, da er ohne diesen Ruf kein

Heer in Einigkeit und für Kriegsthaten aufgelegt erhält. Unter die bewunderungswürdigen Thaten Annibals zählt man, daß, ob er wohl ein ungeheures Heer hatte, zusammengesetzt aus unendlich vielen Völkerstämmen, geführt in fremdes Land, doch darin nie Veruneinigung entstand, weder unter ihnen, noch gegen den Befehlshaber, so in guten, wie in bösen Tagen. Dieß konnte nur eine Folge seiner unmenschlichen Grausamkeit sein, welche im Verein mit seinen überaus zahlreichen trefflichen Eigenschaften Angesichts seiner Soldaten ihm Bewunderung und Furcht erwarb und ohne welche seine andern trefflichen Eigenschaften nicht ausreichten, um jene Wirkung hervorzubringen. Die Geschichtschreiber, welche dies nicht genug erwogen, bewundern einestheils diese seine Handlungen, andrerseits verdammen sie ihre hauptsächlichste Ursache. Daß aber in Wahrheit seine übrigen Tugenden nicht ihm ausgereicht haben würden, kann man an Scipio sehen, einem Manne, der ganz einzig dasteht nicht für seine Zeiten, sondern in der ganzen Geschichte, gegen den sich sein Kriegsheer in Spanien empörte. Dies kam nur aus seiner allzugroßen Menschenfreundlichkeit, die seinen Soldaten mehr Freiheit gestattete, als sich mit der Mannszucht vertrug. Es wurde Solches auch vom Fabius Maximus im Senate getadelt, da er ihn einen Verderber römischen Soldaten-

thums nannte. Die Lokrer, welche ein Legat Scipio's aufgerieben hatte, wurden von ihm nicht gerächt, noch der Uebermuth jenes Legaten zurechtgewiesen, was Alles von seiner weichherzigen Natur herkam. Es bemerkte deshalb im Senate Einer, der ihn entschuldigen wollte: wie es viele Menschen gäbe, die besser verstünden, nicht zu irren, als fremde Irrthümer zu verbessern. Dieser sein Charakter hätte mit der Zeit dem Rufe und Ruhme Scipio's geschadet, hätte er darein als Oberbefehlshaber verharrt, da er jedoch unter der Regierung des Senats stand, so verdeckte sich nicht nur seine schädliche Eigenschaft, sondern gereichte ihm zum Ruhme. Ich fasse nun, mich wieder der Betrachtung des Gefürchtet- und Geliebtwerdens zuwendend, zusammen, daß, da die Liebe der Menschen bei ihnen, die Furcht aber bei dem Fürsten steht, ein weiser Fürst sich darauf stellen soll, was das Seine ist, und nicht darauf, was des Andern ist, und allein lernen muß, dem Hasse auszuweichen, wie auseinandergesetzt wurde.

XVIII.

Welchergestalt die Fürsten Treu' und Glauben halten sollen.

Wie lobeswürdig an einem Fürsten es sei, Treu' und Glauben zu halten, mit Rechtschaffenheit und nicht

mit Hinterlist sich zu benehmen, ermißt ein Jeder. Nichts desto weniger sieht man aus Erfahrung in unsern Zeiten, daß jene Fürsten große Dinge vollbrachten, die mit Treu' und Glauben es leicht nahmen, und die verstanden, mit Hinterlist den Kopf der Leute zu berücken, und zuletzt die Oberhand über die gewannen, welche den gesetzlichen Weg einhielten. Wisset nun, daß es zwei Arten giebt, mit der Welt fertig zu werden; die eine: mittelst der Gesetze, die andere mittelst der Gewaltthätigkeit. Der erste Fall ist Sache der Menschen, der andere Sache der Bestien. Da nun das eine Mittel nicht ausreicht, muß man zum zweiten seine Zuflucht nehmen. Es muß jedoch ein Fürst den Menschen und die Bestie richtig zu spielen verstehen. Dies wurden offenbar die Fürsten von alten Schriftstellern gelehrt, welche berichten, wie Achill und viele Andere jener Fürsten des Alterthums dem Centaur Chiron in Zucht und Obhut gegeben wurden. Dieses Halbthier, Halbmensch zum Lehrmeister zu haben, will doch nichts anderes sagen, als: der Fürst müsse von der einen wie von der anderen Natur den rechten Vortheil zu ziehen wissen; eine ohne die andere besteht nicht für die Dauer. Da nun ein Fürst genöthigt ist, die Bestie gut zu spielen, so soll er den Fuchs und den Löwen wählen. Der Löwe bewahrt sich nicht vor den Schlingen, der Fuchs nicht

vor den Wölfen. Man muß Fuchs sein, um die Schlingen zu sehen, und Löwe, um die Wölfe zu scheuchen. Diejenigen, welche es allein mit dem Löwen halten, verstehen sich nicht auf ihr Handwerk. Es kann und darf daher ein kluger Herr Treu' und Glauben nicht halten, sofern solches Halten zu seinem Nachtheil ausschlägt, und die Gründe nicht mehr vorhanden sind, welche ihn ein Versprechen ablegen hießen. Wären die Menschen alle gut, dann wäre solche Lehre nicht gut; da sie aber schlecht sind und dir nicht Wort halten, so hast du auch ihnen nicht Wort zu halten; niemals werden einem Fürsten rechtliche Gründe fehlen, seinen Treubruch zu beschönigen. Davon könnte man unendlich viele neuere Beispiele aufführen, und zeigen, wie viele Friedensschlüsse, wie viele Zusicherungen null und nichtig waren wegen des Treubruchs des Fürsten; der, welcher am beßten den Fuchs zu spielen verstand, kam am beßten dabei weg. Aber man muß diese Rolle wohl zu bemänteln wissen und im Heucheln und Verstellen wohl erfahren sein. Die Menschen sind so einfältig und folgen so gerne dem Nächsten, Beßten, daß der, welcher betrügt, immer welche findet, die sich betrügen lassen. Ich will von den frischen Beispielen Eins nicht übergehen. Alexander VI. that nichts Anderes, als die Leute betrügen, und dachte auf nichts Anderes; er fand

immer Veranlassung, es ausüben zu können. Doch gab es keinen Menschen, der eine größere Stärke in Betheurungen gehabt und mit heiligern Schwüren eine Sache bekräftigt und sie weniger gehalten hätte. Nichts destoweniger gelangen ihm alle seine Betrügereien, weil er diese schwache Seite der Welt kannte. Einem Fürsten ist es daher nicht nothwendig, alle jene oben genannten Eigenschaften zu besitzen, aber er muß nothwendig scheinen, sie zu besitzen. Ja ich wage zu behaupten, daß, wenn er sie besitzt und immer übt, sie ihm schädlich, wenn er scheint, sie zu besitzen, sie ihm nützlich werden. Man soll darum mitleidig, gewissenhaft in Erfüllung seiner Zusagen, menschlich, religiös, aufrichtig scheinen, und es sein; aber zugleich in einer Gemüthsverfassung sich befinden, erforderlichen Falls in das Gegentheil übergehen zu können und zu verstehen. Du mußt wissen, daß ein Fürst und besonders ein neuer Fürst nicht alle die Rücksichten einhalten kann, durch welche rechtschaffene Menschen gebunden sind, da man oft genöthigt ist, um seine Herrschaft zu behaupten, der Menschlichkeit, der Liebe, der Religion entgegenzuhandeln. Daher muß sein Gemüth dahin sich wenden können, wohin jeweilig der Wind und der Wechsel des Glücks ihm gebietet; wie ich oben bemerkte, er soll sich nicht vom Guten entfernen, wenn er kann, aber verstehen, mit dem

Schlimmen sich einzulassen, wenn er muß. Es muß daher ein Fürst große Vorsorge haben, daß niemals aus seinem Munde Etwas gehe, was nicht voll wäre von den oben genannten fünf Eigenschaften, und nach seinem Thun und Reden ganz Mitleid, ganz Aufrichtigkeit, ganz Menschlichkeit, ganz Frömmigkeit scheine. Und nichts ist nöthiger, nicht sowohl es zu besitzen, denn zu scheinen, es zu besitzen, als diese letzte Eigenschaft, da die Menschen im Allgemeinen eher nach Dem urtheilen, was sie sehen, als nach Dem, was sie begreifen; sehen kann Jeder, denken können nur Wenige. Jeder sieht, was du zu sein scheinst, Wenige bedenken, was du bist und diese Wenige wagen nicht der Meinung der Vielen entgegenzutreten, welche für sich die Majestät der Herrschaft haben, die sie vertheidigt. Und bei den Handlungen aller Menschen, besonders der Fürsten (da sie kein höheres Berufungsgericht über sich haben), sieht man auf den Erfolg. Gebe also ein Fürst Acht auf sein Leben und darauf, die Herrschaft zu erhalten: die Mittel werden stets als ehrenvolle gelten, und des allseitigen Lobes gewiß sein. Der Pöbel hält es immer mit dem Scheine und dem Erfolge der Sache, und in der Welt giebt es nur Pöbel. Die Wenigen haben Platz, wenn die Mehrzahl nicht weiß, wo das Haupt hinlegen. Ein gewisser Fürst unsrer Tage, der nicht

wohl zu nennen ist, predigte nie Anders, als Friede und Treue, und jener und diese hätten ihm, hielt er sie, oftmals Herrschaft und Ansehen geraubt.

XIX.

Daß man Dem ausweichen müsse, verachtet oder gehaßt zu sein.

Nachdem ich über die wichtigsten Eigenschaften, die ich oben aufführte, gesprochen, will ich die andern kürzlich erörtern unter folgenden allgemeinen Gesichtspunkten: daß der Fürst, wie auch theilweise schon beigebracht, darauf denken müsse, diejenigen Dinge zu meiden, die ihn verhaßt oder misachtet machen. Weicht er nur Dem aus, sowird er stets seine Rechnung finden und in andern Schandthaten keiner Gefahr begegnen. Verhaßt macht ihn, wie schon bemerkt, räuberisch zu sein, sich zu vergreifen an dem Vermögen und den Frauen der Unterthanen, wovon er sich enthalten muß. Wenn man nur dem großen Haufen der Menschen weder Vermögen noch Ehre nimmt, leben sie zufrieden, und man hat allein mit dem Ehrgeiz Weniger zu kämpfen, der auf vielerlei Weise und mit Leichtigkeit gezügelt wird. Verachtet macht ihn, für veränderlich, leichtsinnig, weibisch, wankelmüthig, unschlüssig zu gelten; davor muß sich der Fürst, als vor einer Klippe,

hüten und sich bemühen, daß man in seinen Handlungen Größe, Muth, Ernst und Nachdruck erkenne. In allen Verhandlnngen mit seinen Unterthanen muß er die Meinung zu erregen suchen, daß sein Entschluß unwiderruflich sei, und in dieser Meinung sich erhalten, daß Keiner daran denke, ihn zu betrügen oder zu berücken. Der Fürst, der diese Meinung von sich geltend macht, ist sehr geachtet und gegen Den, der sehr geachtet ist, verschwört man sich nicht so leicht und greift ihn nicht so leicht an, da man weiß, er sei ein ausgezeichneter Mann und von den Seinen geehrt. Ein Fürst darf zwei Befürchtungen hegen, eine nach Innen, gegenüber seinen Unterthanen, eine nach Außen, gegenüber auswärtigen Potentaten. Im letzteren Falle vertheidigt er sich mit guten Waffen und guten Freunden, und stets, hat er gute Waffen, wird er gute Freunde haben; und stets werden seine innern Angelegenheiten tüchtig bestellt sein, wenn es die äußern sind, sie müßten denn durch eine Verschwörung verwirrt worden sein. Sind aber nur auswärtige Bewegungen gegen ihn gerichtet, so wird er, ist er in einer Verfassung und Achtung, wie ich angab (nur darf er sich selbst nicht verlassen), jedem Angriffe Stand halten, wie es nach bereits geschehener Erwähnung der Spartaner Nabis that. Den Unterthanen gegenüber hat er, wenn die auswärtigen Ange-

legenheiten nicht gestört werden, zu befürchten, daß jene sich heimlicher Weise verschwören, wovor ein Fürst hauptsächlich sich bewahrt, wenn er Dem ausweicht: gehaßt und verachtet zu sein, und das Volk bei guter Genüge erhält. Dieß aber ist nothwendig, wie oben gezeigt. Eines der stärksten Mittel, die dem Fürsten zu Gebote stehen gegen Verschwörungen, ist: nicht gehaßt und verachtet zu sein vom großen Haufen, da immer derjenige, der sich verschwört, glaubt, mit dem Tode des Fürsten dem Volke einen Gefallen zu thun; wer hingegen weiß, damit bei ihm anzustoßen, der entschließt sich nicht, eine solche Partei zu ergreifen; der Schwierigkeiten auf Seiten der Verschwörer sind unzählige. Man sieht aus Erfahrung, daß es viele Verschwörungen gab, daß aber wenige ein gutes Ende nahmen. Denn, wer sich verschwört, der kann nicht allein sein und kann sich doch nur mit Solchen verbinden, von denen er voraussetzt, daß sie unzufrieden seien, und sobald du einem Unzufriedenen deinen Entschluß entdeckt hast, so giebst du ihm Gelegenheit, sich zufrieden zu stellen, denn wenn er ihn dem Fürsten verräth, kann er alle Vortheile hoffen. Da man nur den sichern Gewinn in diesem Falle sieht, im andern nur einen unsichern und gefahrvollen, so muß es entweder dein seltener Freund, oder ein ganz eingefleischter Feind des Fürsten sein, um dir

Wort zu halten. Die Sache kurz herauszusagen, bemerke ich: auf Seite des Verschwörers stehen nur Furcht, Eifersucht, Aussicht auf Bestrafung, was Alles den Muth lähmt. Auf Seite des Fürsten stehen die Majestät des Fürstenthums, die Gesetze, der Schutz der Freunde und der Staatsgewalt, die dich auf eine Weise vertheidigen, daß, kommt noch zu alle Dem das Wohlwollen des Volks, es unmöglich ist, daß Einer so verwegen sei, sich gegen dich zu verschwören. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge hat ein Verschwörer schon genug zu fürchten bei der Ausübung der Uebelthat, in diesem Falle hat er aber auch nach ihrer Vollführung zu fürchten, wenn er das Volk zum Feinde hat. Er kann deshalb auf gar keinen Nachhalt rechnen. Man könnte davon unendlich viele Beispiele geben, aber ich will mich mit Einem begnügen, da es seit unsrer Väter Gedenken vorkam. Messer Annibale Bentivoglio, Ahnherr des jetzt lebenden Annibale Bentivoglio, Fürst in Bologna, ward von der Partei der Canna, welche gegen ihn sich verschworen, gemordet; er hinterließ keine andere Nachkommen als Messer Giovanni, der noch in den Windeln lag, aber bald nach dessen Morde erhob sich das Volk und tödtete die ganze Cannesische Partei; dies kam von der guten Gesinnung des Volks, welche die Bentivoglio damals in Bologna genossen; diese war

so groß, daß, da nach dem Tode Annibal's aus der Familie Keiner übrig geblieben war, der das Staatsregiment fortführen konnte, und ihnen berichtet ward, daß Einer davon in Florenz abstamme, der bis dahin für eines Schmiedes Sohn galt, um seinetwillen die Bologneser nach Florenz kamen und ihm die Obergewalt über ihre Stadt antrugen, die auch von ihm bis zur Zeit regiert wurde, da Giovanni in das gehörige Alter trat, um die Regierung zu übernehmen. Ich folgere daraus, daß ein Fürst um Verschwörungen sich wenig sorgen soll, wenn das Volk gegen ihn wohlgesinnt ist; ist es ihm feind und haßt es ihn, so darf er sich bei jeder Gelegenheit und vor Jedem fürchten. Wohlgeordnete Staaten und weise Fürsten waren mit allem Fleiße darauf bedacht, die Großen nicht zur Verzweiflung kommen zu lassen, das Volk zufrieden zu stellen und es dabei zu erhalten, denn das ist einer der wichtigsten Punkte für einen Fürsten. Zu den wohl geordneten und regierten Reichen gehört in unsern Zeiten Frankreich; in ihm finden sich eine Anzahl guter Einrichtungen vor, von denen die Freiheit und Sicherheit des Königs abhängt. Dahin gehört zuvörderst das Parlament und seine politische Bedeutung. Der dies Reich ordnete, kannte den Ehrgeiz der Mächtigen und ihren Uebermuth, er glaubte deshalb ihnen einen Zaum

anlegen zu müssen, der sie bändigte; ebenso aber kannte er auch den Haß des Volks im Allgemeinen gegen die Großen, welcher aus Furcht vor ihnen hervorgeht, und indem er gegen sie Sicherheitsmaßregeln ergreifen wollte, wollte er nicht, daß dies die ausschließliche Sorge des Königs sei, sondern, um ihn der unangenehmen Berührungen, die er mit den Großen haben könnte, zu überheben, wenn er die Volkspartei begünstigte, und gleicherweise, um den unangenehmen Berührungen mit dieser zu entgehen, wenn er die Großen begünstigte, setzte er einen Dritten zum Richter ein, der ohne unangenehme Berührungen des Königs die Großen niederhielt, und die Mindermächtigen begünstigte. Er konnte gar keine bessere und klügere Ordnung schaffen, noch eine bessere Bürgschaft finden für die Sicherheit des Königs und des Reichs. Daraus kann man noch eine andere Bemerkung ziehen, nämlich die, daß Fürsten unangenehme Berührungen Andern überlassen, Gnadenertheilungen aber sich vorbehalten sollen. Ich komme wieder darauf schließlich zurück: ein Fürst soll die Großen schätzen, aber bei dem Volke sich nicht verhaßt machen.

Vielen, welche das Leben und den Tod so mancher römischer Kaiser erwägen, könnte es scheinen, diese seien meiner Ansicht widersprechende Beispiele. Man mag nämlich Diesen und Jenen auffinden, der untadelig im

Leben dastand und große Geisteskraft entwickelte, nichtsdestoweniger aber die Obergewalt verloren oder von den Seinen, die gegen ihn sich verschworen, ermordet wurde. Indem ich solchen Einwürfen begegnen will, werde ich die Eigenschaften einiger Kaiser auseinandersetzen und den dem Angeführten ganz entsprechenden Grund ihres Untergangs aufzeichnen. Theilweise werde ich Dinge in Betrachtung ziehen, welche Dem, der die Thaten jener Zeiten liest, von Wichtigkeit sind. Ich glaube schon Genügendes zu thun, wenn ich alle jene Kaiser bespreche, welche von Marcus Philosophus bis zu Maximinus folgten, nämlich: Marcus, Commodus, sein Sohn, Pertinax, Julian, Severus, Antonin, Caracalla sein Sohn, Macrinus, Heliogabalus, Alexander und Maximin. Zunächst ist zu bemerken, daß, wenn man in andern Fürstenthümern blos mit dem Ehrgeize der Großen und dem Uebermuthe der Volkspartei zu kämpfen hat, die römischen Kaiser eine dritte Schwierigkeit überwinden, nämlich die Grausamkeit und die Habsucht der Soldaten ertragen mußten. Dieser Umstand bot so viele Schwierigkeiten dar, daß er der Grund des Untergangs Mancher war, da es sehr schwer ist, den Soldaten und dem Volke Recht zu thun; das Volk liebt die Ruhe und darum anspruchlose Fürsten; die Soldaten lieben den Fürsten von kriegerischem Geiste;

er soll hochmüthig, grausam, plünderungslustig sein. Das Alles, wollen sie, soll er dem Volke fühlen lassen, auf daß sie zweifachen Sold und Mittel hätten, ihrer Habsucht und Grausamkeit Genüge zu thun. Daher kam es, daß jene Kaiser, welche von Natur oder aus Absicht in solchem Ansehen nicht standen, um damit das eine, wie die andern im Zaum zu halten, zu Grunde giengen, und die Meisten von ihnen, besonders die Emporkömmlinge, entschlossen sich, überzeugt von der Schwierigkeit zweier so verschiedener Stellungen, den Soldaten zufrieden zu stellen, und machten sich wenig daraus, das Volk zu beleidigen. Diese Partei zu ergreifen, war nothwendig für sie, denn können die Fürsten nicht vermeiden, von einer Seite her gehaßt zu werden, so müssen sie doch Alles aufbieten, um nicht allüberall gehaßt zu werden, und können sie auch dies nicht erreichen, so müssen sie doch um Alles dem Haß Derjenigen aus der großen Masse ausweichen, welche die mächtigsten sind. Und darum schmeichelten jene Kaiser, welche zu ihrem Emporkommen außerordentlicher Gunst bedurften, dem Soldaten lieber als dem Volke, was ihnen denn gut oder schlimm zu Statten kam, je nachdem der Fürst mittelst ihrer sich zu behaupten verstand.

Aus diesen angegebenen Gründen kam es, daß Marcus, Pertinax und Alexander, welche alle vom Mittel-

stande stammten, Liebhaber der Gerechtigkeit, Feinde der Grausamkeit, freundlich und wohlwollend, außer Marcus, ein trauriges Ende nahmen; Marcus allein lebte und starb sehr geehrt, da er im Reiche aus Grund des Erbes nachfolgte, und dasselbe weder den Soldaten noch dem Volke zu danken hatte; dann war er auch von vielen Tugenden geschmückt, die ihn verehrungswürdig machten; darum hielt er stets, so lang er lebte, das Volk in Ordnung und die Soldaten in gehöriger Zucht; er wurde niemals gehaßt, noch verachtet. Aber Pertinax wurde zum Kaiser erwählt wider den Willen der Soldaten, die ein ausgelassenes Treiben unter Kommodus gewohnt waren, und das ehrbare Leben, zu dem sie Pertinax zwingen wollte, nicht ertragen konnten. Dadurch erzeugte sich Haß, zu diesem Hasse gesellte sich Verachtung, da er schon alt war, und er fiel beim ersten Beginn seiner Regierung. Es darf bemerkt werden, daß man sich den Haß zuzieht so durch gute, wie durch schlimme Werke; und es ist darum ein Fürst, wie ich oben sagte, um seine Herrschaft zu behaupten, oft genöthigt, nicht gut zu sein, weil, wenn der große Haufe, Volk oder Soldaten oder Große, oder wer es immer sei, dessen du nach deiner Ueberzeugung bedarfst, dich zu behaupten, schlecht ist, du seiner Laune folgen und ihn zufrieden stellen mußt, und da sind gute Werke dir

schädlich. Gehen wir zu Alexander, der so gütig war, daß unter anderem Lobe, das ihm gespendet wird, auch das vorkommt, daß in vierzehn Jahren, da er die Obergewalt inne hatte, von ihm Keiner ohne Urtheil und Recht hingerichtet wurde; doch galt er für weibisch und als ein Mann, der sich von seiner Mutter leiten ließe und da er deßhalb in Verachtung kam, verschwor sich das Heer gegen ihn und mordete ihn. Erwägt man andrerseits die Eigenschaften des Commodus, des Severus, des Antonin, des Caracalla und des Maximinus, so findet man sie sehr grausam und plünderungssüchtig; um die Soldaten zufrieden zu stellen, verziehen sie keine Art von Beleidigung, die vom Volke ausgehen mochte, und Alle, außer Severus, hatten ein trauriges Ende. In Severus nämlich war so hohe persönliche Kraft, daß, während er sich die Soldaten geneigt erhielt, und obwohl das Volk von ihm gedrückt wurde, er doch immer glücklich regieren konnte, da diese seine Tüchtigkeit ihn Angesichts der Soldaten und des Volks so verehrungswürdig machte, daß das letztere gewissermaßen erstaunt und betäubt, jene aber gehorsam und zufriedengestellt wurden. Da seine Handlungen für einen neuen Fürst großartig waren, so will ich kürzlich zeigen, wie er die Rolle des Fuchs und des Löwen trefflich zu spielen wußte, welche beide, wie ich oben bemerkte, ein Fürst noth-

wendig nachahmen soll. Da Severus die Feigheit des Kaisers Julian kannte, so überredete er das Heer, dessen Befehlshaber er in Slavonien war, daß es wohlgethan sei, nach Rom zu ziehen und den Tod des Pertinax zu rächen, der von der kaiserlichen Wache ermordet worden war. Unter diesem Vorwande setzte er, ohne merken zu lassen, daß er nach der Kaiserwürde strebe, das Heer gegen Rom in Bewegung. Er war kaum in Italien, so kannte man seinen Anschlag. In Rom angekommen, ward er vom Senate aus Furcht zum Kaiser erwählt, Julian gemordet. Nach solchem Beginne verblieben dem Severus zwei Schwierigkeiten, wollte er sich der ganzen Herrschergewalt bemächtigen; die eine in Asien, wo Niger, der Befehlshaber der asiatischen Heere, als Kaiser sich hatte ausrufen lassen, die andere im Westen, von Seite des Albinus, der auch nach der Kaiserwürde trachtete. Er hielt es nun für gefährlich, als Feind allen Beiden offen entgegen zu treten, und entschloß sich Niger anzugreifen, Albinus aber zu hintergehen. Er schrieb diesem, wie er vom Senat zum Kaiser erwählt, diese Würde mit ihm theilen wolle; er übersandte ihm den Titel: Cäsar und gesellte sich ihn, in Folge einer Senatsberathung, als Kollegen bei. Dies Alles ward von Albinus für baare Münze genommen. Nachdem aber Severus den Niger besiegt und ermordet und die

Orientalischen Angelegenheiten geordnet hatte, beklagte er sich, nach Rom zurückgekehrt, im Senate über Albinus, der gar wenig erkenntlich für die von ihm empfangenen Wohlthaten, verrätherischer Weise ihm nach dem Leben gestrebt, warum er denn ausziehen müsse, ihn für seinen Undank zu strafen. Er suchte ihn darauf in Frankreich auf, nahm ihm die Gewalt und das Leben. Wer nun sehr genau die Handlungen des Severus prüft, der wird an ihm einen ganz wilden Löwen und einen ganz schlauen Fuchs finden; er sieht ihn von aller Welt gefürchtet und geehrt und von dem Heere nicht gehaßt, und man wird sich nicht wundern, daß er, ein Emporkömmling, ein so großes Reich behaupten konnte, da sein außerordentliches Ansehen ihn immer vor jenem Hasse schützte, den das Volk wegen seiner Räubereien schöpfen konnte. Aber sein Sohn Antonin war noch ausgezeichneter und vereinigte in sich so viele treffliche Eigenschaften, daß sie ihm die Bewunderung des Volks und die Liebe der Soldaten erwarben. Denn er war ein Kriegsmann, konnte ungeheure Strapazen ertragen, Verächter jeder feinen Kost und jeder Weichlichkeit, was ihn denn bei allen Heeren empfahl. Und doch war seine Wildheit und Grausamkeit so groß und so unerhört, daß, da er nach verschiedenen Hinrichtungen Einzelner, einen großen Theil der Bevölkerung

Roms, die ganze Bevölkerung Alexandriens hatte tödten lassen, er aller Welt verhaßt und allmählig von seiner nächsten Umgebung gefürchtet war, weshalb er denn von einem Centurio mitten in seinem Heere ermordet wurde. Es muß nun bemerkt werden, daß solchen Ermordungen, welche erfolgen aus Vorbedacht eines überlegten und entschlossenen Mannes, Fürsten nicht ausweichen können, da Jeder, der den Tod nicht scheut, sie ausführen kann; der Fürst darf sich davor aber um so weniger fürchten, da sie sehr selten sind; er soll sich blos in Obacht nehmen, schwere Beleidigungen zuzufügen Einem von denen, die er zu seinen Zwecken verwendet, und die er um sich hat im Dienste seines Fürstenthums, wie Antoninus that, welcher schimpflicher Weise den Bruder jenes Centurio ermordet hatte, und ihn täglich damit bedrohte, nichtsdestoweniger aber in seiner Leibwache behielt; dies war ein Wagstück und zwar ein lebensgefährliches, wie es denn eintraf.

Gehen wir zu Commodus über, dem es gar leicht war, sein Reich zu behaupten, da er es erblich besaß, indem er der Sohn des Marcus war. Er durfte nur in die Fußstapfen des Vaters treten, und Volk und Soldaten erhielt er zufrieden. Da er aber grausamen und thierischen Sinnes war, so entschloß er sich, um seiner Raublust am Volke freien Lauf lassen zu können, das

Heer zu bevorzugen und ihm jede Zügellosigkeit zu erlauben. Andererseits behauptete er seine Würde nicht, da er sich auf die Bühne begab, um mit den Fechtern zu schlagen; noch ließ er sich in andere ganz niedrige und kaiserlicher Majestät unwürdige Dinge ein, er wurde verachtet Angesichts der Soldaten und gehaßt einerseits, verachtet andererseits, verschwor man sich gegen ihn und mordete ihn. Ich habe noch die Eigenschaften des Maximinus auseinander zu setzen. Es war derselbe ein sehr kriegerischer Mann und da das Heer Alexanders Weichlichkeit anekelte, von dem ich oben berichtete, so wählte es ihn, nach Jenes Tode, zum Kaiser, das er jedoch nicht lange blieb. Zwei Dinge machten ihn verhaßt und verachtet, einmal, weil er von ganz geringer Herkunft war, da er in Thrazien das Vieh gehütet hatte, (was überall ganz bekannt war und ihm bei Jedermann sein Ansehen nahm), dann, weil er, zur fürstlichen Würde gelangt, zögerte, nach Rom zu ziehen und von der kaiserlichen Residenz Besitz zu ergreifen, und darum in den Ruf unmenschlicher Rohheit gelangt war, daß er durch seine Präfekten in Rom und überall im ganzen Reiche viele Grausamkeiten hatte ausüben lassen, in so hohem Grade, daß, während alle Welt von Unwillen erfüllt war, theils über seine niedrige Herkunft, theils aus Haß oder Furcht vor seiner Wildheit, zuerst Afrika,

dann der Senat mit der ganzen Bevölkerung Roms und des übrigen Italiens gegen ihn sich verschwor; wozu sich noch sein eignes Heer gesellte, welches Aquileia belagerte und, während es Schwierigkeiten in seiner Eroberung fand, angewidert von seiner Grausamkeit, zugleich im Angesichte so vieler seiner Feinde, ihn weniger fürchtete und ermordete. Ich will weder von Heliogabal, noch von Macrinus, noch von Julian sprechen, welche als ganz schlechte Menschen bald aus dem Wege geräumt wurden. Zum Schlusse dieser Betrachtung kommend, behaupte ich, daß die Fürsten unserer Tage weniger diese Schwierigkeiten zu überwinden haben, auf außerordentliche Weise die Soldaten unter ihrem Oberbefehl zufriedenzustellen, denn obgleich sie auch darauf einige Obacht geben müssen, so erledigt sich doch die Sache schnell, da keiner dieser Fürsten Heere beisammen hat, welche mit dem Oberbefehl und der Verwaltung der Provinzen durch die Länge der Zeit verwachsen wären, wie es das Heer im römischen Reiche war. Und mußte man damals die Soldaten eher, als das Volk zufrieden stellen, so geschah es deshalb, weil die Soldaten mächtiger waren, als das Volk. Zur Zeit ist es allen Fürsten, (außer dem Türken und dem Sultan) nöthiger, das Volk, als die Soldaten zufriedenzustellen, weil das Volk mächtiger ist, denn sie. Ich nehme

deswegen den Türken aus, da dieser stets 12000 Fußgänger und 15000 Reiter um sich hat, von welchen die Sicherheit und die Kraft seines Reichs abhängt und sie muß er, mit Hintansetzung jeder Rücksicht auf das Volk, als Freund erhalten. Aehnlich ist die Herrschergewalt des Sultans; da diese ganz in den Händen der Soldaten sich befindet, so muß auch er, ohne Rücksicht auf das Volk, sie sich befreundet erhalten. Und bemerket: dieser Staat ist unähnlich allen übrigen Fürstenthümern, weil er dem christlichen Hohenpriesterthum gleicht, welches man kein erbliches Fürstenthum nennen kann, auch kein neues Fürstenthum, weil nicht die Söhne des verstorbenen Fürsten als Erben und Herren verbleiben, sondern derjenige, welcher zu dieser Würde von Jenen erwählt wurde, welche dazu die Befugniß haben. Da diese Ordnung eine längst befolgte ist, so kann man sie nicht neues Fürstenthum nennen, da in ihm keine der Schwierigkeiten vorhanden sind, welche sich in neuen Fürstenthümern vorfinden. Daher ist gleichwohl der Fürst neu, die Ordnungen des Staates sind alt und gestaltet, um ihn zu empfangen, als wenn er ihr erblicher Fürst wäre.

Indem ich mich zu unserm Gegenstande wende, behaupte ich, Jeder, der die oben ausgeführte Betrachtung verfolgt, werde einsehen, entweder Haß oder Verach-

tung war die Ursache des Untergangs jener vorhingenannten Kaiser, und man werde auch erkennen, woher es kam, daß, während der Eine so, der Andere gegentheilig verfuhr, in jeder der beiden Weisen, der Eine ein glückliches, der Andere ein unglückliches Ende nahm. Denn dem Pertinax und Alexander war es, als neuen Fürsten, nicht nützlich, ja schädlich, den Marcus nachahmen zu wollen, der an der Spitze des erblichen Fürstenthums stand; ebenso dem Caracalla, Commodus und Maximinus war es verderblich, den Severus nachzuahmen, da sie nicht so hohe persönliche Kraft besaßen, welche ausreichte, dessen Fußstapfen zu folgen. Es darf auch ein Fürst, welcher erst von Neuem zu einem Fürstenthum gelangt, die Handlungen des Marcus nicht nachahmen; derselbe braucht auch jene des Severus nicht nachzuahmen. Er darf sich aber von Severus jene Stücke zum Nachahmen wählen, welche, um seinen Staat zu gründen, nöthig sind, und von Marcus diejenigen, von welchen mit Nutzen und Ruhm Gebrauch gemacht wird, um einen schon bestehenden und festgegründeten Staat zu erhalten.

XX.

Ob Festungen und viele andere Veranstaltungen, welche oftmals die Fürsten treffen, nützlich oder schädlich seien?

Einige Fürsten haben, um die Staatsgewalt sicher inne zu haben, ihre Unterthanen entwaffnet, andere haben die unterworfenen Länder in Parteien fortwährend vertheilt, andere haben Feindschaften gegen sich selber unterhalten, andere entschlossen sich Jene zu gewinnen, welche ihnen verdächtig waren im Beginne ihrer Herrschaft, andere haben Festungen gebaut, andere haben sie geschleift und zerstört. Ob man gleich von allen diesen Veranstaltungen kein bestimmtes Urtheil abgeben kann, wenn man nicht in die Einzelheiten jener Staaten eingeht, wo man sich zu etwas Aehnlichem zu entschließen hat, so will ich doch vom Gegenstande so weitläufig sprechen, als er es erlaubt. Es geschah wohl niemals, daß ein neuer Fürst seine Unterthanen entwaffnet hätte; ja, wenn er sie entwaffnet vorfand, immer bewaffnete er sie; denn wenn du bewaffnest, so werden diese Waffen dein Eigenthum; es werden treu Jene, welche dir verdächtig sind, und die treu waren, erhalten sich dir; die Unterthanen werden deine Streitgenossen. Da alle Unterthanen nicht bewaffnet werden können, und wenn diejenigen, welche du bewaffnest,

wohl sich befinden, so kann man mit den Andern schon unbesorgter umgehen, und dieses verschiedene Benehmen, welches sie von dir erfahren, verpflichtet dir die Deinigen, die Andern entschuldigen dich, vermeinend, es sei nothwendig, daß Jene größeres Verdienst, da sie auch größere Gefahr und größere Pflicht auf sich haben. Aber wenn du sie entwaffnest, so beginnst du damit, sie zu beleidigen und zu zeigen, daß du in sie Mistrauen setzest, entweder aus Feigheit oder aus Zweifel an ihrer Treue; jede dieser Meinungen erzeugt Haß gegen dich. Da du nicht ohne Waffen bleiben kannst, so mußt du an ein Söldlingsheer denken, von dem wir oben berichteten, was daran sei; und sei es auch tüchtig, es kann nicht so groß sein, um dich vor mächtigen Feinden und vor verdächtigen Unterthanen zu vertheidigen. Daher hat ein neuer Fürst in einem neuen Fürstenthume immer die Bewaffnung eingeführt. Solcher Beispiele sind die Geschichten voll. Aber wenn ein Fürst einen neuen Staat gewinnt, der, als ein Glied, seinem alten Staate verbunden wird, dann ist es nöthig, jenen Staat zu entwaffnen, ausgenommen Jene, welche während der Eroberung sich für dich erklärten, und selbst diese muß man mit der Zeit und bei Gelegenheit weichlich und weibisch machen, und sich eine solche Stellung geben, daß alle Waffen deines Staates in den Händen deiner eignen

Soldaten sich befinden, welche im älteren Staate dich umgaben.

Es pflegten unsere Altvordern, und darunter die, welche für weise galten, zu behaupten, daß es nothwendig war, Pistoja mittelst der Parteien, und Pisa mittelst der Festungen zu behaupten, und darum unterhielten sie in dem einen oder andern ihnen unterworfenen Lande die Zerwürfnisse, um es leichter zu besitzen. In jener Zeit, da in Italien ein gewisses Gleichgewicht vorhanden war, durfte dies wohl gethan gewesen sein; aber heut zu Tage dürfte man es nicht als Lehre aufstellen. Ich glaube nicht, daß schon bestehende Parteiungen je Gutes wirken, weil immer die schwächere Partei sich an auswärtige Mächte anlehnt, und die andere kann nicht die Oberhand gewinnen. Die Venezianer unterhielten, wie ich glaube, aus ausgeführten Gründen, die Guelfischen und Ghibellinischen Spaltungen in den ihnen unterworfenen Ländern, und ob sie es wohl nicht zum Blutvergießen kommen ließen, schürten sie doch diese Veruneinigungen, auf daß jene Bürger, beschäftigt in solchen Zwistigkeiten, nicht gegen sie selbst sich empörten. Es schlug aber dies, wie man sieht, nicht zu ihrem Vortheile aus; denn, nachdem sie bei Vaila geworfen, unternahm plötzlich eine jener Parteien das Wagstück und entriß ihnen vollständig die

Gewalt. Es verräth auch solches Benehmen Schwäche des Fürsten. Bei einer thatkräftigen Herrschaft werden solche Spaltungen nie zugelassen werden, da sie Vortheil nur zur Zeit des Friedens gewähren, wo man mittelst ihrer leichter die Unterthanen beschäftigen kann, wenn es aber zum Kriege kommt, dann zeigt eine ähnliche Ordnung ihr Trügerisches.

Ohne Zweifel werden die Fürsten groß, wenn sie Schwierigkeiten und Widerstand besiegen, den man ihnen entgegenstellt, und wahrhaftig läßt das Glück, besonders wenn es groß einen neuen Fürsten machen will, der in dringenderer Nothwendigkeit sich befindet, Achtung zu gewinnen, als ein erblicher, ihm Feinde erstehen und reizt sie zu Unternehmungen wider ihn, auf daß er Veranlassung nehme, sie zu überwinden, und so auf der Leiter, die ihm die Feinde herbeigetragen, höher emporsteige. Ja Viele urtheilen, daß ein weiser Fürst, wenn er dazu die Gelegenheit hat, mit Schlauheit aus dieser oder jener Feindschaft seinen Vortheil ziehen soll, auf daß, hat er sie unterdrückt, seine Größe dadurch nur größer werde. Es haben die Fürsten und zumal die neuen, mehr Glauben und größeren Vortheil bei jenen Männern gefunden, welche im Beginne ihrer Herrschaft für verdächtig galten, als bei Jenen, welche Anfangs ihr Vertrauen genossen. Pandolfo Petrucci, Fürst von

Siena, regierte seinen Staat mehr mit Jenen, welche ihm verdächtig waren, als mit den Anderen. Von diesem Gegenstande kann man aber nicht erschöpfend sprechen, da er nach den betheiligten Personen wechselt; ich bemerke nur, daß die Männer, welche im Beginne eines Fürstenthums feindlich waren, wenn sie in einer Lage sind, daß sie, um sich zu erhalten, eines Anlehnungspunktes bedürfen, immer der Fürst mit größter Leichtigkeit für sich gewinnen kann, und sie sind nur um so dringender verpflichtet, ihm treu zu dienen, als sie wissen, es sei ihnen nothwendiger, durch die That zu verwischen die böse Meinung, die man von ihnen hatte; und so zieht der Fürst von ihnen immer mehr Vortheil, als von Denen, die ihm in allzugroßer Sicherheit dienen und seine Angelegenheiten aus dem Auge verlieren. Da es nun einmal der Gegenstand heischt, will ich auch nicht unterlassen, zu erinnern einen Fürsten, welcher einen neuen Staat gewonnen hat mittelst der Gunst der eigenen Bürger desselben, er möge wohl überlegen, welcher Grund Diejenigen, welche ihn begünstigten, bewog, ihn zu begünstigen, und ist es nicht natürliche Zuneigung gegen ihn, sondern geschah es nur deshalb, weil sie mit ihrer Herrschaft nicht zufrieden waren, dann wird er mit Mühe und großer Schwierigkeit sich dieselben als Freunde erhalten, da es unmöglich sein

wird, sie zufrieden zu stellen. Und überlegt man wohl auf den Grund der Beispiele, die uns die alte und neue Geschichte bietet, die Ursache davon, so wird man einsehen, es sei viel leichter zu Freunden zu gewinnen jene Männer, welche mit der vorigen Herrschaft zufrieden waren und dann Feinde wurden, als Jene, welche, weil sie unzufrieden damit waren, deine Freunde wurden und dich begünstigten, die Herrschaft zu gewinnen.

Es ist Gewohnheit der Fürsten gewesen, um ihre Herrschaft desto sicherer zu besitzen, Festungen zu bauen, um Zaum und Gebiß Jenen anzulegen, welche einen Anschlag gegen sie ausführen würden, und um eine sichere Zufluchtsstätte gegen einen ersten Angriff zu haben. Ich lobe diese Weise, da sie schon von Alters her im Brauche ist. Doch sah man Messer Niccolo Vitelli in unsern Tagen zwei feste Schlösser in Città di Castello niederreißen, um die Herrschaft darüber zu behaupten. Guid' Ubaldo, Herzog von Urbino, wiedereingesetzt in seine Herrschaft, aus der er durch Cäsar Borgia vertrieben war, zerstörte von Grunde aus zwei feste Schlösser jener Provinz und glaubte ohne diese mit größerer Schwierigkeit die Herrschaft wieder zu verlieren. Die Bentivoglio, zurückgekehrt nach Bologna, verfuhren ähnlich. Es sind daher Befestigungswerke nützlich oder nicht, je nach den Zeiten, und bringen sie dir auf der einen

Seite Vortheil, so bringen sie dir auf der andern Verlegenheit. Man kann die Sache so nehmen: Der Fürst, der sich vor dem eigenen Volke mehr zu fürchten hat, als vor dem fremden, darf Befestigungswerke bauen; aber Der, der sich vor dem fremden mehr zu fürchten hat, als vor dem eigenen Volke, darf sie unterwegs lassen. Dem Hause der Sforza hat mehr Schaden gethan und wird immer noch größeren Schaden thun das Kastel von Mailand, das Franzesco Sforza dort erbaute, als jedwede andere Unordnung in jenem Staate. In der That die festeste Burg ist, nicht gehaßt zu sein vom Volke; denn besitzest du auch die Burgen, und das Volk haßt dich, sie werden dich nicht retten, da zum Volke, hat es einmal die Waffen in der Hand, stets Fremde sich schlagen. In unsern Tagen sieht man nicht, welchen Vortheil sie einem Fürsten brachten, außer etwa der Gräfin von Furli, nach dem Tode des Grafen Girolamo, ihres Gemahls, da sie mittelst desselben dem ersten Angriff entgehen, die Hülfe aus Mailand abwarten und die Herrschaft wieder gewinnen konnte; die Zeitläufte waren damals so gestaltet, daß der Fremde dem Volke nicht zu Hülfe kommen konnte. Aber hernach waren sie ihr auch nicht von Werthe, als Cäsar Borgia sie angriff, und das ihr feindliche Volk sich mit dem Fremden verband. In der That jetzt und ehedem hätte

es für sie zu größerer Sicherheit gereicht, vom Volke nicht gehaßt zu sein, als Befestigungswerke zu besitzen. Ueberlege ich diese Dinge, so lobe ich Den, der Befestigungswerke baut und der sie nicht baut, und tadele Jeden, der sich auf sie verläßt und es gering anschlägt, vom Volke gehaßt zu sein.

XXI.

Wie sich ein Fürst benehmen soll, um Achtung zu gewinnen.

Nichts bringt einem Fürsten solche Achtung, als großartige Unternehmungen und von sich zu geben seltene Beispiele. Wir haben in unsern Tagen Ferdinand, König von Aragonien, jetzt König von Spanien. Diesen kann man fast einen neuen Fürsten nennen, da er von einem unmächtigen Könige aus durch Ruf und Ruhm der erste König unter den Christen wurde. Ueberlegt ihr seine Handlungen, so werdet ihr sie ganz großartig finden und eine jede außerordentlich. Im Anfange seiner Regierung griff er Granada an, und diese Unterwerfung ward die Grundlage seiner Herrschaft. Anfangs betrieb er sie in aller Muße und ohne den Anschein, als wäre er auf Hindernisse gestoßen; er beschäftigte dabei beständig den Geist der Kastilischen Barone, welche von diesem Kriege keine Neuerung argwohnten, und

mittelerweile gewann er Ansehen und Herrschaft über sie, ehe sie sich dessen versahen. Mit dem Gelde der Kirche und des Volks konnte er Heere unterhalten und durch diesen langen Feldzug den Grund zu seinem Kriegswesen legen, das ihm später Ehre brachte. Zudem, um größere Unternehmungen beginnen zu können, entschloß er sich, er, der sich stets der Religion bediente, zu einer religiösen Grausamkeit, indem er die ihm unterworfenen Mauren vertrieb und plünderte; es kann nichts Schändlicheres und Unerhörteres geben, als diesen Fall. Unter demselben Vorwande griff er Afrika an, unternahm den Zug nach Italien, griff endlich Frankreich an und begann so immer großartigere Thaten, welche stets die Gemüther seiner Unterthanen bei Aufmerksamkeit und Bewunderung erhielten, und mit deren Erfolg er sie beschäftigte. Diese seine Handlungen fließen eine aus der andern auf eine Weise, daß sie den Menschen nie Ruhe und Widerstand gestatteten.

Es nutzt auch einem Fürsten, von sich seltene Beispiele zu geben in Bezug auf die Verwaltung nach Innen, ähnlich jenen, welche von Messer Bernardo von Mailand verrichtet werden, so oft man nur Gelegenheit zu Etwas hat, dessen Wirkung eine außerordentliche auf das bürgerliche Leben ist, sei es im Guten oder im Bösen, und eine Weise aufzufinden, zu beloh-

nen und zu bestrafen, wovon man gar weitläuftig zu reden hätte. Ueber Alles muß ein Fürst bedacht sein, durch jede Handlung von sich den Ruf eines großartigen und ausgezeichneten Charakters zu verbreiten. Auch wird ein Fürst geehrt, wenn er wahrer Freund und wahrer Feind ist, nämlich wenn er ohne alle Rücksicht offen sich erklärt zu Gunsten des Einen gegen den Andern, welche Partei zu ergreifen immer nützlicher sein wird, als unentschieden zu bleiben. Kommen zwei der benachbarten Potentaten mit einander in Streit, so sind sie in einer Lage, daß, wenn Einer von ihnen siegt, du entweder einen Sieger zu fürchten habest oder nicht. In jedem der beiden Fälle wird es dir nützlicher sein, dich zu erklären und einen offenen Krieg zu führen; denn im ersten Fall, wenn du dich nicht erklärst, bist du immer die Beute des Siegers, zum Wohlgefallen und zur Befriedigung des Besiegten, und du hast keinen Vorwand, dich zu vertheidigen, und keine Hülfe, welche sich deiner annähme. Der Sieger will nicht verdächtige Freunde und Solche, die ihn im Unglück nicht unterstützen; welcher verliert, der hilft dir nicht, da du nicht, die Waffen in der Hand, mit ihm gleiches Geschick wagen wolltest. Antiochus war nach Griechenland gezogen, von den Aetoliern aufgereizt, die Römer daraus zu vertreiben. Antiochus schickte Unterhändler an die

Achäer, welche Freunde der Römer waren, um sie zu vermögen, sich neutral zu halten, anderntheils riethen die Römer, die Waffen für sie zu ergreifen. Es kam diese Angelegenheit zur Verhandlung im Rathe der Achäer, da der Abgesandte des Antiochus ihnen rieth, sich der Einmischung zu enthalten, worauf der römische Abgesandte entgegnete: so viel die Partei anlangt, die man als die beßte und eurem Staate nützlichste schildert, euch nicht in unsern Krieg zu mischen, so giebt es nichts Entgegengesetzteres, da ihr, ohne euch einzumischen, ohne Freundschaft und ohne alle Achtung gebietende Stellung, zuletzt dem Sieger eine Beute verbleiben werdet. Und immer wird es sich treffen, daß der, welcher nicht dein Freund ist, dich von der Einmischung abzuhalten suchen wird, und der, welcher dein Freund ist, wird verlangen, daß du ihn mit bewaffneter Hand schirmst. Uebelberathene betreten immer, um gegenwärtigen Gefahren auszuweichen, am öftesten den Weg der Nichteinmischung, und gehen dabei am öftesten zu Grunde. Aber wenn der Fürst sich mannhaft zu Gunsten Einer Partei erklärt, und derjenige, mit welchem du stehst, siegt, so hat doch derselbe, sei er auch mächtig, und seist du ihm auf Gnade und Ungnade ergeben, Verbindlichkeiten gegen dich, es knüpft sich hier ein Band der Liebe, und die Menschen sind niemals so niedrig, daß

sie mit Offenbarung solchen Undanks dich unterdrücken. Dann sind auch die Siege nicht so glückliche, daß der Sieger nicht einige Rücksicht zu nehmen habe, vorzüglich auf die Gerechtigkeit. Verliert aber der, dem du anhängst, so wirst du von ihm aufgenommen, und so viel er kann, unterstützt er dich, und du wirst Theilnehmer glücklichen Looses, das für ihn noch fallen kann. Im zweiten Fall, wenn diejenigen, welche mit einander streiten, in einer Lage sind, daß du vom Sieger Nichts zu fürchten habest, so ist es um so größere Klugheit, Partei zu nehmen, denn du trägst da zum Untergange Eines bei, mit der Hülfe dessen, der ihn hätte retten sollen, wenn er klug war, und siegt er, so bleibt er dir auf Gnade und Ungnade ergeben, und es ist unmöglich, daß er mit deiner Hülfe nicht siege. Hier ist zu bemerken, daß ein Fürst bedacht sein muß, niemals mit einem Mächtigern sich zu verbinden, um Andere anzugreifen, außer wenn die Nothwendigkeit es erfordert, wie oben auseinandergesetzt wird. Denn siegt er, so bleibst du ihm auf Gnade und Ungnade ergeben, und die Fürsten müssen es vermeiden, so viel sie können, Andern auf Gnade und Ungnade ergeben zu sein. Die Venezianer verbündeten sich mit Frankreich gegen den Herzog von Mailand und konnten diesem Bündnisse ausweichen, woraus nur ihr Verderben hervorgieng

Kann man einem solchen nicht ausweichen, in welchem Falle sich zum Beispiele die Florentiner befanden, als der Papst und Spanien auszogen, in die Lombardei einzufallen, dann muß der Fürst Partei ergreifen, aus angegebenen Gründen. Glaube nie ein Staat, mit sicherem Erfolge Partei ergreifen zu können, sondern verspreche er sich immer einen ganz zweifelhaften davon, denn das findet sich im Lauf der Dinge, daß, wenn man dem einen Uebel auszuweichen sucht, man einem andern begegnet; aber die Klugheit besteht darin, das Wesen der Uebel beurtheilen, nur das geringste statt des Gutes wählen zu können. Auch muß ein Fürst sich als ein Liebhaber menschlicher Vorzüge erzeigen und die in irgendwelcher Weise Ausgezeichneten ehren; anbei soll er seine Bürger ermuntern, ihre Geschäfte ruhig zu treiben, im Handel, Ackerbau und in jedem andern Zweige menschlicher Thätigkeit, damit der Eine sich nicht enthalte, sein Besitzthum auszuschmücken vor Furcht, es möchte ihm weggenommen werden, der Andere, einen Handel zu eröffnen, aus Furcht vor Zöllen; sondern er soll Preise aussetzen für den, der solche Unternehmungen machen will, und immer und auf jede Weise sei er darauf bedacht, seine Stadt oder sein Gebiet zu erweitern. Außerdem soll er noch in schicklicher Jahreszeit das Volk mit Festen und Schauspielen beschäftigen. Und

da jede Stadt entweder in Zünfte oder Innungen getheilt ist, so soll er auf diese Körperschaften Obacht haben, manchmal mit ihnen zusammenkommen, Beispiele von Menschlichkeit und hohem Sinne geben, nichtsdestoweniger aber fest die Majestät seiner Würde behaupten, denn dies darf nie und bei keiner Gelegenheit außer Acht gelassen werden.

XXII.

Von den Geheimschreibern der Fürsten.

Es ist von nicht geringer Wichtigkeit einem Fürsten die Wahl der Räthe, welche entweder tüchtig oder nicht tüchtig sind, je nach dem Grade der Weisheit des Fürsten. Die erste Vorstellung, die man sich von einem Fürsten macht, und von seinem Kopfe, ist, sich die Menschen seiner Umgebung zu betrachten, und sind sie brauchbar und verläßig, so darf man ihn ohneweiteres für weise schätzen, da er die Brauchbaren zu wählen und sie verläßig zu erhalten verstand. Sind sie aber anders, so kann man keine gute Meinung von ihm fassen, weil er den ersten Fehler, den er begeht, in dieser Wahl begeht. Es war wohl nicht Einer, der Messer Antonio da Venafro als Rath Pandolfo Petrucci's, Fürsten von Siena, kannte, der nicht Pandolfo für den

klügsten Mann hielt, da er Jenen zu seinem Rathe hatte. Die Köpfe sind von drei verschiedenen Arten: der Eine versteht etwas für sich, der Andere, wenn es ihm vom Dritten gezeigt wurde, der Letzte versteht endlich weder etwas für sich, noch wenn es ihm vom Dritten gezeigt wurde. Die erste Art ist die ausgezeichnetste, die zweite ausgezeichnet, die dritte taugt gar nichts. Es mußte daher nothwendig Pandolfo, wenn er nicht im ersten Falle war, im zweiten sein; denn wenn Einer auch nur das Urtheil besitzt, das Gute und Böse, das ein Dritter thut oder spricht, zu unterscheiden, sollte er auch Beides nicht aus sich selbst hervorbringen können, so erkennt er doch die schlechten oder die guten Handlungen des Ministers, diese bevorzugt er, jene weist er zurecht, und der Minister kann nicht verhoffen, ihn zu betrügen, und er erhält sich im Guten. Kann überhaupt ein Fürst den Minister kennen lernen, so ist Folgendes stets das untrügliche Mittel: Siehst du den Minister mehr an sich, als an dich denken, und sucht er in allen Handlungen nur seinen Vortheil, ein so beschaffener wird nie ein guter Minister sein und du kannst nie dich auf ihn verlassen; denn Der, welcher eines Fürsten Staatsgewalt in der Hand hat, darf nie an sich denken, sondern nur an den Fürsten, und Nichts sich zu Herzen nehmen, als was demselben gehört. Andererseits muß der Fürst an

den Minister denken, um ihn im Guten zu erhalten, dadurch, daß er ihn ehrt, bereichert, sich ihm verbindlich macht, Ehren und Aemter ihm zutheilt, auf daß die ihm zugestandenen Ehren und Reichthümer ihn vermögen, nicht andere Ehren und Reichthümer zu suchen, und die vielen Aemter lassen ihn Veränderungen fürchten, da er einsieht, ohne den Fürsten sich nicht behaupten zu können. Wenn nun die Fürsten und die Minister also beschaffen sind, so kann Einer sich auf den Andern verlassen, wenn anders, so wird das Ende immer schlimm für den einen, wie den andern sein.

XXIII.

Wie geflohen werden müssen die Schmeichler.

Ich will ein wichtiges Hauptstück nicht unberührt lassen, und einen Fehler, vor dem sich die Fürsten nur schwer ferne halten, wenn sie nicht höchst klug sind und gute Wahl treffen. Es handelt sich hier um die Schmeichler, deren die Geschichtsbücher voll sind. Denn die Menschen gefallen sich so sehr in dem, was sie angeht, und unterliegen dabei solcher Täuschung, daß sie mit Schwierigkeit gegen diese Pest sich wehren, und indem man sich derselben erwehren will, läuft man Gefahr, in Misachtung zu fallen. Es giebt daher kein anderes

Mittel, sich vor Schmeichlern zu hüten, als das, daß die Menschen erfahren, daß sie bei dir nicht anstoßen, wenn sie die Wahrheit dir sagen. Kann aber ein Jeder dir die Wahrheit sagen, so entgeht dir die Achtung. Ein kluger Fürst muß nur die Mitte halten, indem er für seine Staatsverwaltung weise Männer wählt, und allein diesen darf er freistellen, ihm die Wahrheit herauszusagen und über die Dinge, um die er sie befragt, und über nichts Anderes; aber er soll sie über Jegliches befragen und ihre Meinung hören, darnach mit sich auf seine Weise zu Rathe gehen, mit diesen Rathgebern insgesammt und mit jedem Einzelnen sich benehmen auf eine Weise, daß Jeder erkennt, daß, je freier er spricht, er um so angenehmer sei, außer diesen keinen Andern anhören wollen, auf eine erwogene Sache zurückkommen und in seinen Berathschlagungen hartnäckig sein: wer anders handelt, stürzt sich entweder unter Schmeichler, oder ändert oft wegen des Wechsels die Ansichten, daraus er wenig Achtung gewinnt. Ich will daher für diesen Fall ein modernes Beispiel anführen: Pater Lucas, im Dienste des gegenwärtigen Kaisers Maximilian, erzählte, als das Gespräch auf seine Majestät kam, wie dieselbe nie mit irgend Jemand zu Rathe gienge, und doch nie irgend ein Ding nach eignem Dafürhalten ausführte. Dies kam daher, weil er eine

der angegebenen entgegengesetzte Regel befolgte. Der Kaiser ist ein verschlossener Mann, theilt seine Geheimnisse Niemand mit, und holt darüber von Niemand ein Gutachten ein. Werden die geheimen Plane aber in's Werk gesetzt, dann werden sie allmählig bekannt und offenbar, sie werden allmählig von Denjenigen, die er um sich hat, widersprochen, und er, wie leicht, steht davon ab. Daher kommt es, daß er die Dinge, die er heute schafft, morgen zerstört, und daß er niemals weiß, was er wolle und was er zu thun beabsichtige, und daß man sich auf seine Entschlüsse niemals verlassen kann.

Ein Fürst muß daher immer sich rathen lassen, aber, wenn er will und nicht wenn Andere wollen; ja er muß auch Jedem den Muth nehmen, ihn über irgend eine Angelegenheit berathen zu wollen, es sei denn, daß er ihn darum befragte; er selbst aber muß ein recht eifriger Frager sein, und über die gefragten Sachen ein geduldiger Hörer des Wahren; auch, wenn er sich überzeugt, daß Einer aus irgend welcher Rücksicht ihm nicht das Wahre sagt, in ihn dringen. Wenn Manche glauben, daß mancher Fürst, welcher sich in den Ruf eines klugen Mannes gesetzt hat, darin erhalten werde, nicht durch eigene Anlage, sondern durch die guten Rathschläge seiner Umgebung, da täuschen sie sich ohne Zweifel, denn das trügt nicht und ist eine allgemeine Regel, daß ein

Fürst, welcher nicht von sich selbst weise ist, nicht gut berathen sein kann, wenn er nicht zufällig sich einem Einzigen in die Arme wirft, der ihn ganz leitet und der ein höchst kluger Mann ist. Auf diese Weise könnte er gar wohl lange gut geleitet sein; aber es wird nicht lange dauern, weil solcher Leiter ihm in kurzer Zeit die Staatsgewalt entreißen wird. Berathet er sich aber mit mehr als Einem, so wird ein Fürst, der nicht weise ist, niemals einheitliche Rathschläge erhalten und doch sie selbst nicht zur Einheit bringen können. Von den Räthen wird Jeder nach seiner Weise denken und ein Unverständiger versteht sie weder zurechtzuweisen, noch zu beurtheilen. Und anders geht es nicht, denn die Menschen begegnen dir immer als schlechte, wenn sie nicht durch irgend eine Nothwendigkeit zu guten gemacht worden sind. Daraus folgt, daß die guten Rathschläge, sie mögen kommen, woher immer, nothwendig ihren Ursprung in der Klugheit des Fürsten haben, und nicht die Klugheit des Fürsten in guten Rathschlägen.

XXIV.

Warum die Fürsten Italiens ihre Staaten verloren?

Die oben genannten Regeln klug befolgen, läßt 'nen neuen Fürsten als einen alten erscheinen und er-

wirbt ihm schnell mehr Sicherheit und Stärke im Staate, als wenn er darin seit lange verjährt wäre. Ein neuer Fürst ist mehr beobachtet in seinen Handlungen, als ein erblicher, und wenn diese als thatkräftige bekannt werden, so gewinnen sie viel mehr die Menschen und machen viel mehr verbindlich, als bei verjährtem Stamme. Die Menschen werden viel mehr von dem Gegenwärtigen ergriffen, als von dem Vergangenen; finden sie in der Gegenwart das Gute, so genießen sie es und suchen kein anderes, ja sie vertheidigen es in allen Wegen, wenn der Fürst nur in andern Dingen es an sich selbst nicht fehlen läßt. Und so hat er doppelten Ruhm, ein neues Fürstenthum gegründet, es geziert und befestigt zu haben mit guten Gesetzen, mit guten Waffen, mit guten Freunden und gutem Vorbilde, wie Der doppelte Schande haben wird, welcher als Fürst geboren, wegen geringer Klugheit aufhörte, es zu sein. Betrachtet man diejenigen Herren, welche in unsern Zeiten die Staatsgewalt verloren, wie der König von Neapel, der Herzog von Mailand und Andere, so wird man an ihnen einmal einen gemeinschaftlichen Fehler entdecken, in Bezug auf die Waffen nämlich, aus Gründen, welche oben so ausführlich erörtert wurden. Hernach sieht man an dem oder jenem von ihnen, entweder, daß er das Volk zum Feinde hatte, oder, wenn er es zum Freunde hatte,

nicht verstand, der Großen sich zu versichern, denn ohne derartige Fehler gehen die Staaten nicht verloren, welche so viele Lebenskraft besaßen, daß sie ein Heer im Feldlager erhalten konnten. Philipp von Macedonien, nicht der Vater Alexanders des Großen, sondern jener, welcher von Titus Quinctius besiegt wurde, hatte keine große Macht gegenüber der Größe der Römer und Griechenlands, welches ihn angriff; da er aber ein Kriegsmann war, und da er das Volk zusammenzuhalten verstand, und der Großen sich zu versichern, hielt er mehrere Jahre lang den Krieg gegen Jene aus, und wenn er endlich die Herrschaft über diese oder jene Stadt verlor, so blieb ihm nichts desto weniger sein Königreich. Mögen deshalb diese unsere Fürsten, welche viele Jahre hindurch ihr Fürstenthum behauptet hatten, darum, daß sie es verloren, nicht das Glück, sondern ihre eigene Feigheit anklagen; denn da sie in ruhigen Zeiten nie daran dachten, daß es anders kommen könne, (was der gemeinsame Fehler der Menschen ist, im Sonnenscheine nicht an den Sturm zu denken), vermeinten sie, da böse Zeiten kamen, fliehen, nicht sich vertheidigen zu müssen, und hofften, daß das Volk, angeekelt durch den Uebermuth der Sieger, sie wieder einsetzen werde. Diese Partei zu ergreifen, wenn andere Wege fehlen, ist gut, aber es ist sehr Unrecht, um

ihretwillen die andern Mittel unversucht zu lassen; man würde doch nicht fallen wollen, blos weil man glaubte, Jemand zu finden, der Einen aufhebt. Letzteres ereignet sich entweder nicht, oder wenn es sich ereignet, so gereicht es nicht zu deiner Sicherheit, da solche Hülfe schimpflich ist und nicht in deiner Gewalt steht; die Hülfe allein ist gut, verläßig, dauerhaft, welche in deiner eigenen Gewalt steht und durch deine persönliche Kraft bedingt ist.

XXV.

Wie viel in menschlichen Dingen das Glück vermöge, und in welcher Weise man ihm widerstehen könne?

Es ist mir nicht unbekannt, wie Viele die Meinung hegten und hegen, daß die Angelegenheiten der Welt auf eine Weise vom Glück und von Gott geleitet würden, daß die Menschen mit ihrer Klugheit nicht in ihren Gang eingreifen könnten, ja daß es dagegen kein Mittel gäbe, und darum glauben, mit den Vorkommnissen nicht sehr den Kopf sich zerbrechen, sondern sich vom Zufall regieren lassen zu müssen. Diese Meinung hat sich in unsern Tagen mehr noch empfohlen wegen der großen Veränderungen, die man jeden Tag aller menschlichen Berechnung zuwider sich ereignen sah und sieht.

Wenn ich manchmal daran denke, so bin ich gewissermaßen der Ansicht Jener. Nichtsdestoweniger aber, da unsere Freiheit noch nicht ausgetilgt ist, glaube ich zwar an die Möglichkeit, daß das Glück das Endziel unserer Handlungen bestimmt, aber auch, daß dasselbe uns, mehr oder weniger, erlaubt, ein anderes Endziel zu verfolgen. Ich vergleiche dies einem reißenden Strome, der, wenn er anschwillt, die Flächen überschwemmt, Bäume und Häuser zerstört, hier Erdreich wegspült oder ansetzt; Jeglicher flieht vor ihm her, Alles weicht seinem Umgestüm, ohne widerstehen zu können. Und obwohl dies Alles also geschieht, so bleibt es doch dem Menschen unbenommen, in ruhigen Zeiten Vorsorge zu treffen, mit Dämmen und Schutzwehren, daß er, wenn er später anwächst, entweder im Flußbette bleibe, oder sein Ungestüm wenigstens nicht so gewaltthätig und verderblich würde. Aehnlich ergeht es mit dem Glücke, welches seine Stärke zeigt, wo die Thatkraft nicht so bestellt ist, um zu widerstehen, und da läßt es seinen Ungestüm aus, da es weiß, daß nicht Schutzwehren und Dämme gebaut sind, um es zu zähmen. Betrachtet ihr dies Italien, welches der Schauplatz solcher Veränderungen ist, und jenes, welches Veranlassung zu denselben gab, so seht ihr, daß es ein Land sei ohne Schutzwehre und ohne allen Damm. Wäre

es von tüchtiger Thatkraft in den Stand gesetzt worden, wie Deutschland, Spanien und Frankreich, so hätte solche Ueberschwemmung die Veränderungen nicht in dem hohen Grade hervorgebracht, als es der Fall ist, oder sie wäre gar nicht gekommen. Dies möge mir genügen, erörtert zu haben in Bezug darauf, wie man im Allgemeinen dem Glück entgegentreten könne. Ich beschränke mich nunmehr auf den besondern Gegenstand und bemerke, wie man heute diesen Fürsten im Glücke, morgen im Unglücke sieht, ohne daß man an ihm eine Beschaffenheit oder Eigenschaft verändert erblickte. Ich glaube, dies kommt einmal aus den Gründen, die oben weitläuftig erörtert wurden, nämlich, daß der Fürst, der sich ganz auf das Glück verläßt, zu Grunde geht, so wie dies wechselt. Ich glaube auch, daß Derjenige glücklich sei, dessen Handlungsweise mit der Beschaffenheit der Zeiten sich in's Gleichgewicht setzt, ebenso, daß der unglücklich sei, dessen Handlungsweise mit den Zeitläuften sich nicht in Verhältniß setzt. Denn man sieht die Menschen in der Erreichung der Zwecke, welche einen letzten Bestimmungsgrund für sie abgeben (und einen solchen hat ein Jeder vor sich, nämlich Ruhm, Reichthümer u. s. f.), auf verschiedene Weise zu Werke gehen, den einen mit Vorsicht, den andern mit Ungestüm, den einen mit Gewalt, den andern mit List, den einen mit

Geduld, den andern mit deren Gegentheil und Jeder kann nach diesen verschiedenen Weisen zum Ziele gelangen. Auch sieht man von zwei Vorsichtigen den einen sein Ziel erreichen, den andern nicht, ebenso sieht man zweien dasselbe glücken bei verschiedenem Benehmen, da der eine etwa vorsichtig, der andere ungestüm war. Dies ist durch nichts Anderes bedingt, als durch die Beschaffenheit der Zeiten, welche entweder unserm Benehmen entsprechen, oder nicht. Daher kommt es auch, wie bemerkt, daß zwei bei verschiedenem Benehmen denselben Erfolg haben, und von zweien bei ganz gleichem Benehmen der eine sein Ziel erreicht, der andere nicht. Davon hängt auch der Wechsel des Glücks ab; wenden sich für einen, der mit Vorsicht und Geduld zu Werke geht, die Zeiten und Dinge so, daß sein Benehmen das richtige ist, so wird es glücken; aber wenn Zeiten und Dinge sich ändern, so geht er zu Grunde, denn er veränderte damit nicht die Weise seines Benehmens. Man findet auch keinen so klugen Mann, der verstünde, sein Benehmen diesen Verhältnissen anzupassen, sowohl, weil man nicht von dem abgehen kann, wohin die eigene Natur sich neigt, als auch, weil derjenige, welcher stets auf Einem Wege sich glücklich befand ein Leben lang, sich nicht überreden kann, daß es wohl gethan sei, von diesem sich zu entfernen. Es versteht daher der Vor-

sichtige, wenn die Zeit gekommen ist zum Ungestüm, nicht, darnach zu handeln, weshalb er zu Grunde geht; wechselte die eigene Natur mit den Zeiten und Dingen, so würde das Glück nicht wechseln. Papst Julius II. verfuhr in allen seinen Handlungen mit Ungestüm, und fand Zeiten und Dinge dieser Weise seines Benehmens so entsprechend, daß er immer ein glückliches Ziel traf. Erwägt die erste Unternehmung, welche er gegen Bologna ausführte, da Messer Giovanni Bentivoglio noch lebte. Die Venezianer gaben sich damit nicht zufrieden, ebenso trat der König von Spanien mit dem König von Frankreich in Einverständniß in Bezug auf diese Unternehmung, und nichtsdestoweniger stellte er sich mit seinem wilden, ungestümen Wesen persönlich an die Spitze derselben, und, war sie einmal begonnen, hielt sie Spanien und die Venezianer unschlüssig und unbewegt, diese aus Furcht, jenes wegen des Verlangens, das ganze Königreich Neapel wieder zu gewinnen; anderer Seits zog sich der König von Frankreich zurück; denn da dieser König den Papst im Feldzuge begriffen sah, und da er wünschte, sich ihn zum Freunde zu machen, um die Venezianer zu demüthigen, glaubte er ihm sein Kriegsvolk nicht abschlagen zu dürfen, ohne ihn öffentlich zu beleidigen. Es führte also Julius durch seinen ungestümen Feldzug aus, was kein anderer Papst

mit aller menschlichen Klugheit je ausgeführt hätte; denn wartete er mit seinem Aufbruche aus Rom zu, bis Alles wohl erwogen und geordnet war, wie jeder andere Papst gethan hätte, so siegte er nie. Der König von Frankreich hätte tausend Entschuldigungen gefunden, und die Andern hätten tausend Bedenklichkeiten verscheucht. Ich will seine andern Thaten nicht berühren, welche alle ähnlich sind; sie gelangen ihm alle wohl, und die Kürze seines Lebens ließ ihn das Gegentheil nicht empfinden. Wären aber Zeiten gekommen, welche erheischt hätten, vorsichtig zu Werke zu gehen, so entsprang daraus sein Untergang, denn er wäre nie von der Weise, wohin seine Natur neigte, abgegangen. Ich folgere nun, daß, da das Glück wechselt und Menschen hartnäckig bei ihrer Weise verbleiben, sie glücklich sind, so lange Glück und Menschen sich verstehen; so wie sie sich misverstehen, so sind die Menschen unglücklich. Ich halte aber wohl dafür, daß es besser sei ungestüm, als vorsichtig zu sein, denn Fortuna ist ein Weib, und will man es bezwingen, so muß man es schlagen und stoßen; und man ersieht, daß es sich von Solchen eher besiegen lasse, als von Jenen, welche kaltblütig zu Werke gehen. Und als Weib ist sie immer Freundin der Jünglinge, weil diese weniger vorsichtig, wilder sind und mit mehr Keckheit sie beherrschen.

XXVI.

Aufruf, zu befreien Italien von den Barbaren.

Ueberlege ich nun alle oben erörterten Dinge und bedenke ich bei mir selbst, ob die gegenwärtigen Zeitläufte in Italien geeignet seien, einen neuen Fürsten zu ehren, und ein Stoff vorhanden, der dem Klugen und Entschlossenen Veranlassung biete, ihm Gestaltung zu geben, die ihn ehre und der Allgemeinheit der Bewohner zur Wohlfahrt gereiche, so, scheint mir, vereinigen sich zum Vortheil eines neuen Fürsten so viele Umstände, daß keine Zeit wohl je günstiger für ihn war. Und war es, wie ich auseinandersetzte, nothwendig, daß, sollte Moses Thatkraft sich zeigen, das israelitische Volk Sklave war in Aegypten, und daß, sollte die Größe und der Geist eines Kyrus erkannt werden, die Perser unterdrückt waren von den Medern, daß, um Theseus Trefflichkeit in's Licht treten zu lassen, die Athenäer zerstreut waren, so war es nothwendig, sollte jetzt die Thatkraft eines italischen Geistes erkannt werden, daß Italien in seiner gegenwärtigen Lage sich befinde, daß es sklavischer geworden sei, als die Hebräer, dienstbarer, als die Perser, zerstreuter, als die Athenäer, ohne Haupt, ohne Ordnung, geschlagen, gegeplündert, zerrissen, überschwemmt, ertragen habe

Unglück jeder Art. Wenn auch bisher ein schwacher Schein auftauchte in dem einen oder dem andern Manne, daß man vermeinen konnte, er sei von Gott berufen für Italiens Erlösung, bald zeigte es sich, daß er hernach im tiefern Verlauf seiner Thaten vom Glücke verstoßen ward, so daß es nun lebenlos Dessen harrt, der seine Schläge heilen, den Zerstücklungen und Verwüstungen der Lombardei, den Plünderungen und Erpressungen des Königreichs Neapel und Toskana's, ein Ziel setzen und es gesunden lassen könne von seinen seit lange vereiterten Wunden. Man sieht, wie es Gott bittet, daß er ihm einen Mann sende, der es erlöse von solcher Grausamkeit und dem Uebermuthe der Barbaren. Man sieht auch, wie geneigt und entschlossen es ist, einem Banner zu folgen, wenn nur Einer sich fände, der es faßt. Und man kennt zur Zeit Niemaud, auf den es größere Hoffnung bauen könnte, als auf Euer erlauchtes Haus, welches mit seiner Thatkraft und seinem Glücke (begünstigt vou Gott und der Kirche, deren Oberhaupt es jetzt ist) an die Spitze des Werkes der Erlösung sich stellen könnte. Und dies wäre nicht sogar schwer, wenn ihr Euch die Thaten und den Lebenslauf der Obgenannten zum Herzen nehmet. Obwohl das Erscheinen jener Menschen selten und wunderbar ist, so waren sie doch Menschen und Jeder von ihnen hatte

geringern Antrieb von Außen, als es zur Zeit der Fall ist. Ihr Werk war nicht gerechter, als das gegenwärtige, noch leichter, noch Gott ihnen befreundeter, als Euch. Hier ist große Gerechtigkeit, denn solcher Krieg ist gerecht, welcher nothwendig ist, und solche Waffen sind heilige, da keine andere Hoffnung mehr, als nur auf sie vorhanden ist. Die Gelegenheit ist im höchsten Grade günstig. Und wo die Gelegenheit so günstig ist, da kann die Schwierigkeit nicht so groß sein; wenn nur Euer Haus die Maaßnahmen Derer einhält, die ich als Vorbilder hinstellte. Etwa außer den von Gott unmittelbar gewirkten Wundern, daß sich das Meer öffnet, eine Wolke den Weg bedeckt, die Barmherzigkeit Wasser springen läßt und Manna dort regnet, vereinigt sich sonst Alles für Eure Größe; das Uebrige müßt Ihr vollbringen. Gott will nicht Alles wirken, um nicht den freien Entschluß zu nehmen und einen Theil des Ruhms, der uns gebührt. Es ist kein Wunder, wenn nicht Einer der vorhin genannten Italiener das thun konnte, wovon man verhoffen darf, Euer erlauchtes Haus werde es vollführen. Kein Wunder, wenn bei solchen Umwälzungen Italiens, bei solchen Kriegsläuften es den Anschein gewann, alle kriegerische Tugend sei im Lande vertilgt. Dies kam daher, daß seine alten Einrichtungen nichts taugten und Keiner neue zu erfin-

den wußte. Nichts bringt einem Manne, der sich zu erheben beginnt, so viele Ehre, als neue Gesetze, neue von ihm erfundene Einrichtungen. Diese Dinge, wenn sie auf tüchtige Grundlage gebaut und in sich selbst großartig sind, machen verehrungs= und bewunderungswürdig; und in Italien fehlt der Stoff nicht, um ihm Gestaltung zu geben. In den Gliedern ist große Thatkraft, wenn sie in den Häuptern nicht fehlt. Seht sie einmal im Zweikampfe oder im Zusammentreffen einiger Wenigen, wie die Italiener mit ihrer Kraft überlegen sind, mit ihrer Gewandtheit, ihrem Geiste. Geht es freilich in Heereszügen, da sind sie nicht dabei. Aber Alles dies kommt von der Schwachheit der Häupter; wer Verstand hat, will nicht gehorchen und Jeder glaubt, Verstand zu haben, und bis jetzt hat sich durch persönlichen Muth und Glück noch keiner erhoben, dem die Andern nachgegeben hätten. Daher hat in so langer Zeit und in so vielen seit den letzten zwanzig Jahren geführten Kriegen, ein nur aus Italienern zusammengesetztes Heer immer schlecht bestanden, wie die Schlachten am Taro, bei Alesandria, Kapua, Genua, Vaila, Bologna, Mestri beweisen.

Will nun Euer erlauchtes Haus jenen trefflichen Männern, die ihr Vaterland erlösten, nachfolgen, so wird es sich vor allen Dingen mit eigener Kriegsmacht

als der wahrhaften Grundlage jeder Unternehmung versehen müssen; man kann keine treuern, eigentlichere, bessere Soldaten haben. Sei auch jeder Einzelne tüchtig, alle zusammt werden tüchtiger, wenn sie sich von ihrem Fürsten geführt sehen, von ihm geehrt und bezahlt. Man muß sich daher mit diesen Waffen versehen, um sich mit italischer Tapferkeit der Ausländer erwehren zu können. Wie wohl das Schweizerische und Spanische Fußvolk für furchtbar gilt, so leiden doch beide an einem Fehler, weshalb man ihnen nicht nur eine dritte Heerverfassung entgegenstellen, sondern das feste Vertrauen haben konnte, sie zu besiegen. Denn die Spanier können die Reiterei nicht aushalten, und die Schweizer haben Furcht vor dem Fußvolk, wenn sie mit solchem im hartnäckigen Treffen zusammenstoßen. Daher sah man und wird noch mehr aus Erfahrung sehen, daß die Spanier die französische Reiterei nicht aushielten, und die Schweizer vom spanischen Fußvolke geworfen wurden. Obwohl man von diesem letzteren Umstande keine vollständige Erfahrung nachzuweisen hat, so sah man doch ein Beispiel im Treffen bei Ravenna, als spanisches Fußvolk in Kampf gerieth mit deutschen Schlachtreihen, welche dieselbe Schlachtordnung einhalten, wie die Schweizer, wo die Spanier mittelst ihrer körperlichen Behendigkeit und unterstützt

durch ihre Sandkörbe unter ihren Piken hinweg eingedrungen waren und bei eigener Sicherheit ihnen Schaden thun konnten, ohne daß die Deutschen sich erwehren konnten; wäre nicht die Reiterei zu ihnen gestoßen, so wären sie alle auf dem Platze geblieben. Man kann daher, wenn man den Mangel in der einen und der andern Heerverfassung des Fußvolks kennt, eine neue schaffen, welche der Reiterei widersteht und keine Furcht vor dem Fußvolk zu haben braucht; was nicht sowohl die bestimmte Waffengattung, als die Veränderung der Schlachtordnung bewirkt. Und das sind Dinge, die, wenn sie von Neuem geordnet werden, Ehre und Größe einem neuen Fürsten zu Wege bringen. Man sollte daher diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, auf daß Italien sehe, nach so langer Zeit erscheine sein Erlöser. Ich kann nicht ausdrücken, mit welcher Liebe er aufgenommen würde in allen jenen Provinzen, welche gelitten durch diese auswärtigen Ueberschwemmungen, mit welchem Rachedurst, mit welch' unverbrüchlicher Treue, mit welcher Hingebung, mit welchen Thränen. Welche Pforten würden sich ihm verschließen? Welcher Italiener ihm den Gehorsam weigern? Jeglichen stinkt an dieses Barbarenherrscherthum. Nehme daher Euer erlauchtes Haus solchen Anlauf mit jenem Geiste und mit jenen Hoffnungen, mit denen gerechte Unternehmungen

ergriffen werden, auf daß unter Ihrem Banner dieses Vaterland geadelt werde und unter Ihren Glück bedeutenden Zeichen sich bewahrheite jener Spruch Petrarca's:

Virtù contr' al furore
Prenderà l'arme, et sia il combatter corto;
Che l' antico valore
Ne gl' Italici cuor non é ancor morto. *)

---

*) Manneskraft wird gegen die Wuth die Waffen ergreifen und möge der Kampf kurz, das alte Blut in italienischen Herzen noch nicht erstorben sein.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Machiavelli, Niccolò,

Der Fürst des Niccolo Macchiavelli

Darmstadt 1841

Pol.g. 562 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10769805-3